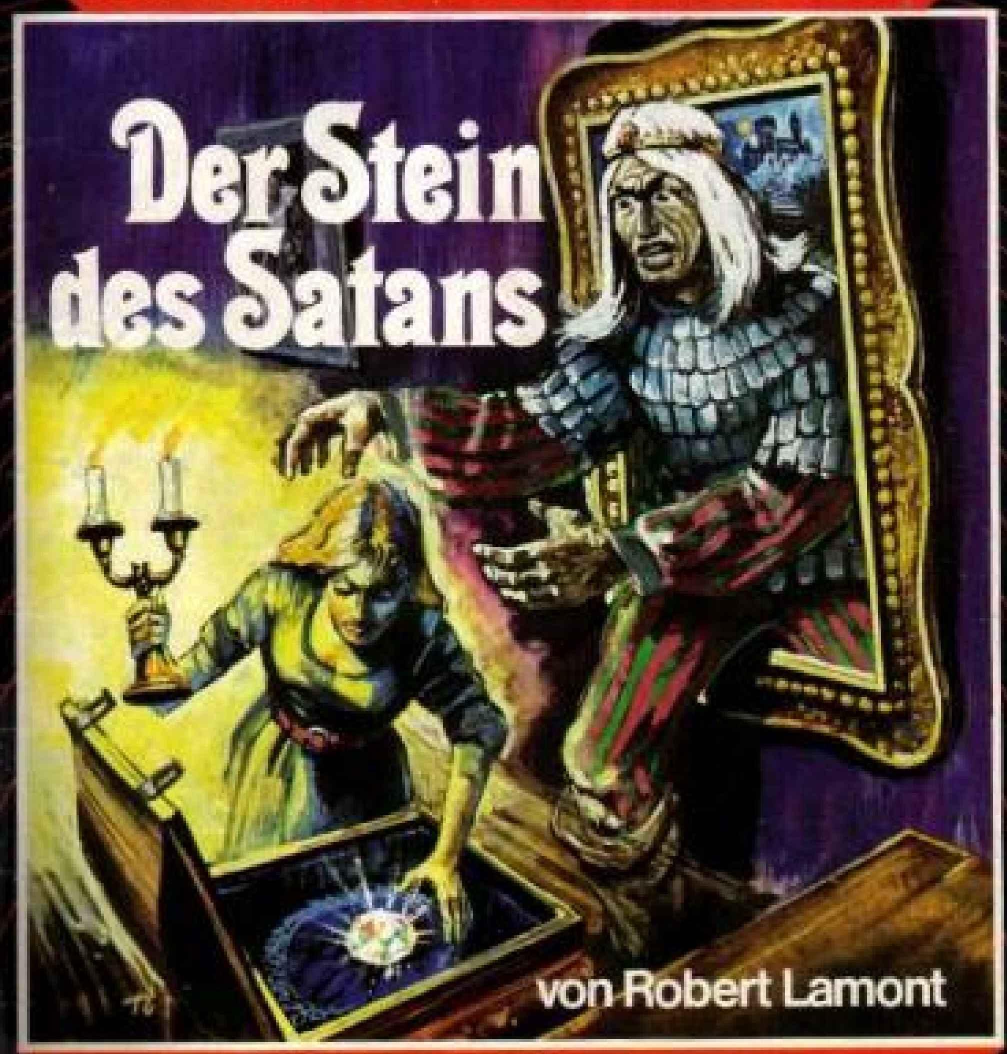
1,20 DM / Band 50

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen





Der Stein des Satans

Professor Zamorra Nr. 50

von Susanne Wiemer

erschienen am 18.05.1976

Der Stein des Satans

Uralt war der Stein, der seinem geheimnisvoll strahlenden Glanz den Namen ›Stern des Morgenlandes‹ verdankte.

Uralt war auch der Fluch, der an dem Brillanten haftete – ein grausamer Fluch, der jenen traf, der den Stein seinem rechtmäßigen Besitzer raubte. Fast tausend Jahre fand der Frevler keine Ruhe, fast tausend Jahre schrie seine verlorene Seele in der Finsternis. Ein Mensch hatte seine Hand nach dem ›Stern des Morgenlandes‹ ausgestreckt, ein Dämon erduldete die Rache der Toten.

Doch dann, nach Jahrhunderten, kam der Tag, an dem sich die Mauern des Gefängnisses öffneten – und der unselige Geist zog wieder Menschen in seinen Bann, um die Freiheit zu erringen.

Sein Name war Leonardo de Montagne.

Leonardo, der Schreckliche…

»Leonardo de Montagne«, sagte Bill Fleming nachdenklich. »In den alten Chroniken wimmelt es von Geschichten über ihn. Nur wie er schließlich starb, scheint niemand aufgezeichnet zu haben. Ich wünschte, ich könnte irgendetwas über seinen Tod erfahren.«

Nicole Duval lächelte leicht. Sie kauerte mit angezogenen Beinen in einem Sessel der Bibliothek, hatte einen leichten Schal um den Hals geschlungen und lutschte Tabletten gegen die Erkältung, deretwegen sie darauf verzichtet hatte, Professor Zamorra zu dem Parapsychologen-Kongress nach Paris zu begleiten. Paris im Frühling, dachte sie träumerisch. Sicher wäre neben den ausgedehnten Referaten und Diskussionen noch Zeit für ein oder zwei geruhsame Einkaufsbummel geblieben.

Diese verflixte Halsentzündung!

»Wozu soll das gut sein?«, fragte sie, auf Bill Flemings Worte eingehend. »Mir ist es ziemlich gleich, wie dieser Mensch umgekommen ist. Gerechterweise müsste er eigentlich einen scheußlichen Tod gefunden haben – nach all dem Unheil, das er angerichtet hat.«

»Merkwürdig, nicht wahr?« Fleming musterte aus schmalen Augen die Lederrücken der kostbaren alten Bände. Er war Kulturhistoriker, die Bibliothek von Château Montagne mit all den Chroniken aus vergangenen Jahrhunderten faszinierte ihn immer aufs neue, und sein Freund Zamorra hatte ihm lachend die Erlaubnis gegeben, sein wissenschaftliches Interesse ungehindert auf jeden Winkel des Schlosses auszudehnen. »Da macht sich ein Kreuzfahrer ins Heilige Land auf, von tiefer Gläubigkeit beseelt«, sagte er langsam. »Und ein paar Jahre später kehrt er völlig verwandelt zurück, als menschliches Ungeheuer. Dass er sich dem Satan verschrieben hat, ist natürlich Legende, aber…«

»Wer weiß«, lächelte Nicole. In ihren braunen Augen tanzten bunte, mutwillige Funken. »Sie sind ein Zweifler, Bill! Aber selbst Sie sollten es allmählich leid werden, übersinnliche Ereignisse, von denen Sie ja inzwischen wirklich genug erlebt haben, jedes Mal von neuem als Träume oder Halluzinationen zu deuten.«

Fleming hob die Schultern. Er lehnte mit dem Ellenbogen an der holzgetäfelten Wand, die an das Bücherregal grenzte und von der das Porträt Chalderons, des ersten Comte de Montagne, mit strengem Lächeln aus einem Bilderrahmen sah. Andere Porträts befanden sich in der Ahnengalerie, wie Bill wusste. Teilhart de Montagne, der Anno Domini 1022 vom Söller in den Burghof gestürzt war, Leonardo der Schreckliche, dessen Sohn Chlodwig, Anais de Montagne, eine Frau von dunkler, exotischer Schönheit, die vermutlich von jener sagenhaften geraubten Kalifengattin abstammte, einen kastilianischen Granden geheiratet und die spanische Familienlinie begründet hatte,

der auch Zamorra entstammte…

»Die Geschichte dieser Burg ist wirklich faszinierend«, sagte der junge Historiker. »Aber die schillerndste Figur ist nun einmal ›Le Terrible‹. Was mag aus ihm geworden sein? Ich möchte es zu gern wissen!«

Bei den letzten Worten hatte er leicht mit der Hand gegen die dunkle Holzvertäfelung geklopft.

Es klang hohl, doch das fiel ihm nicht auf. Auch das leise Surren, das plötzlich in der Luft hing, bemerkte er nicht. Er wollte weiter sprechen – und in der nächsten Sekunde zuckte er heftig zusammen, als die Wand, gegen die er sich lehnte, plötzlich nachgab.

Nein, nicht die Wand.

Nur ein Teil der Vertäfelung war es, die zu geheimnisvollem Leben erwachte. Eine der quadratischen Holzplatten wich zurück, drehte sich um eine Achse – und Bill Fleming und Nicole Duval starrten verblüfft auf das dunkle Geheimfach, das sich vor ihnen auftat.

Der junge Historiker fasste sich als Erster.

Er trat dicht an die Öffnung heran und warf einen Blick hinein.

Leise pfiff er durch die Zähne, und als er sich umwandte, funkelten seine Augen.

»Ein altes Buch«, stellte er fest.

Nicole hob die Brauen.

»Der Bericht über den Tod des Schrecklichen«, vermutete sie scherzhaft.

Bill zuckte die Achseln, wandte sich wieder dem Geheimfach zu.

Vorsichtig nahm er den verstaubten, in dunkles Leder gehüllten Band heraus. Auch Nicole war aufgesprungen, jetzt ebenfalls gespannt, und sie sah Bill Fleming über die Schulter, als er das Buch auf dem Rauchtisch ablegte und behutsam aufschlug.

Die Schrift war altertümlich verschnörkelt. Es gab Abbildungen, gezeichnete Grundrisse, in feinem Filigran ausgeschmückte Jahreszahlen. Vorsichtig, immer wieder innehaltend blätterte Bill die Seiten durch – und nach ein paar Minuten hob er mit einem Ruck den Kopf.

»Es stimmt«, sagte er heiser.

Nicole runzelte die Stirn. In ihren Augen tanzten winzige Goldfunken. »Was stimmt?«

Bill Fleming atmete tief durch. Ganz deutlich war die fieberhafte Spannung von seinem Gesicht abzulesen, und die Bewegung, mit der er sich wieder dem Buch zuwandte, wirkte fast andächtig.

»Es ist ein Bericht über den Tod Leonardo de Montagnes«, sagte er. »Ein Teil der Familiengeschichte, den nicht einmal Zamorra selbst kennen dürfte. Unglaublich…«

***

Um die gleiche Zeit versuchte Professor Zamorra vergeblich, sich auf das Referat eines mexikanischen Parapsychologen zu konzentrieren, der über die Reste alter aztekischer Kulte in den entlegenen Hochtälern der Sierra Madre berichtete.

Der Professor saß zurückgelehnt auf seinem Stuhl und lauschte mit halb gesenkten Lidern. Im Grunde interessierte er sich lebhaft für die Ausführungen – er hatte bei einem seiner Mexiko-Besuche die dämonische Macht der alten Aztekengötter am eigenen Leib erfahren.

Es gelang ihm einfach nicht, den verschnörkelten Satzgebilden seines Kollegen zu folgen. Immer wieder irrten seine Gedanken ab. Irgendetwas störte seine Konzentration, schien von außen auf ihn einzuwirken und Eingang in sein Bewusstsein zu suchen. Er wusste nicht, was es war, er konnte es nicht lokalisieren in dieser von starken, einander widerstrebenden Gedankenströmen beherrschten Atmosphäre – aber er hatte durch lange Erfahrung gelernt, solche Impulse nicht zu unterdrücken, sondern seiner besonderen, fast medialen Sensibilität zu trauen.

Hinter dem kleinen Pult machte der Redner eine Pause. Er griff nach dem Glas mit Mineralwasser, nahm einen Schluck. Für einen Moment entspannte sich die Atmosphäre, und Zamorra spürte stärker als vorher die Ausstrahlung von etwas Unbekanntem, das nicht hierher gehörte.

Es ist Gefahr, dachte er.

Aber nicht Gefahr für mich…

Nicole?

Der Name der Frau, die längst mehr für ihn war als eine Mitarbeiterin, erweckte ein seltsam dunkles Echo in seinen Gedanken. Er hatte sie auf Château Montagne zurückgelassen, in Gesellschaft von Bill Fleming, der zwei Wochen Urlaub auf dem Schloss machte, bevor er nach einer Reihe von Gastvorlesungen an der Sorbonne wieder in die Staaten zurückflog. Zamorra runzelte die Stirn. Er schloss die Augen, versuchte sich jener unsichtbaren Strömung ganz zu öffnen, um herauszufinden, ob Nicole und Bill irgendeine Gefahr drohte – aber im gleichen Moment sprach der Redner weiter, und der Professor spürte die Schwingungen der wiedererwachenden Konzentration ringsum, wie ein Schwimmer die Wellen spürt, die vorbeifahrende Boote auslösen.

Zamorra biss sich auf die Lippen.

Quetzalcoatl, die gefiederte Schlange. Coatlique. Tukakame. Die alten aztekischen Namen fanden Widerhall in seinen Gedanken, überlagerten alles andere. Eben noch hatte er gemeint, einen unhörbaren Ruf zu empfangen, jetzt spürte er nichts mehr. Buchstäblich nichts! Nur die nagende Unruhe blieb – und er wusste, dass er diese Unruhe nicht loswerden würde, ehe er sich nicht

überzeugt hatte, dass auf Château Montagne alles in Ordnung war.

Die nächste Pause des Redners benutzte er, um sich unauffällig zu erheben und einem Seitenausgang zuzustreben.

Draußen dämmerte es bereits. Die Luft war warm und frisch, der Duft nach Frühlingsblüten wehte von den Tuilerien herüber. Zamorra nahm ein Taxi, ließ sich zu seinem Hotel in Saint Germain fahren, und dort meldete er sofort ein Telefongespräch nach Château Montagne im Loire-Tal an.

Minuten später hörte er Nicoles Stimme.

»Hallo, Chef!« Sie hatte es sich immer noch nicht abgewöhnt, ihn so zu nennen, obwohl zwischen ihnen außer dem Arbeitsverhältnis auch das bestand, was die französische Sprache so charmant als Liaison bezeichnet. »Schön, dass du anrufst! Meine Grippe ist fast kuriert, ich überlege, ob ich nicht nachkommen soll.«

»Das wird nicht nötig sein, der Kongress dauert ohnehin nur noch zwei Tage. Und Bill würde sich einsam fühlen.«

»Bill? Der würde jubilieren, wenn er endlich ungestört wäre. Er hat ein Geheimfach in der Bibliothek entdeckt.«

Zamorra spürte ein leises Prickeln im Nacken. »Ein Geheimfach?«

»In der Wand, hinter der Vertäfelung«, bestätigte Nicole. »Es enthielt ein altes Buch, einen verloren gegangenen Teil der Familienchronik. Bill behauptet, dass darin unter anderem über den Tod Leonardo de Montagnes berichtet wird. Er ist ganz aus dem Häuschen.«

Zamorra runzelte die Stirn. Spannung hatte ihn gepackt, eine unruhige, erregte Spannung – aber das war angesichts von Nicoles Neuigkeit nur zu verständlich. »Großartig«, sagte er. »Wenn das stimmt, hat Bill allen Grund, aufgeregt zu sein. Du weißt, wie viel Zeit ich schon in den Versuch investiert habe, die Lebensgeschichte des ›Schrecklichen‹ lückenlos zu rekonstruieren.«

»Ja, Chef. Wenn du nach Hause kommst, wirst du die Lücken füllen können. Wie ich Bill kenne, gibt er keine Ruhe, bis er die entsprechenden Passagen auswendig kann.«

»Und sonst ist alles in Ordnung bei euch?«

»Vollkommen in Ordnung. Warum fragst du?«

Zamorra atmete tief durch. Er verstand selbst nicht mehr, was ihn beunruhigt hatte. Die düstere Ahnung war wie weggeblasen – und er sagte sich, dass sie wohl doch nur ein Produkt jener seltsamen Atmosphäre gewesen sei, die immer entsteht, wenn eine Gruppe von Menschen ungewöhnlich hoher Sensibilität zusammenkommt.

»Nur so«, meinte er leichthin. »In zwei Tagen bin ich zu Hause. Grüße Bill von mir!«

»Mach' ich! Bis dann…«

Die Verbindung war unterbrochen. Langsam legte Zamorra den Hörer auf und blickte einen Moment lang den Apparat an, ohne ihn wirklich

zu sehen.
Er dachte an das Geheimfach, das alte Buch. Leonardo de Montagne, der Schreckliche! Er war es gewesen, der das zauberkräftige Amulett von einem Kreuzzug mitgebracht hatte. Der Sohn des Kalifen Achman hatte es ihm geschenkt – der Mann, dem er die Frau gestohlen hatte. Ein Geschenk der Rache war es gewesen, eine schreckliche Versuchung. Leonardo war dieser Versuchung erlegen, hatte nach der Macht gegriffen und sich Geister und Dämonen Untertan gemacht. Seit damals hieß es, dass ein Fluch auf dem Geschlecht der Montagnes laste, seit damals stand ein Unstern über dem herrlichen alten Schloss an der Loire. Louis de Montagne war das letzte Opfer gewesen. Von ihm, seinem Onkel, hatte Zamorra das Château geerbt, das Amulett – und die Verpflichtung, die Kraft des silbernen Talismans für das Gute einzusetzen und den Kampf gegen die Mächte der Finsternis aufzunehmen, wo immer sie ihm begegneten.
Und jetzt?
Würde das geheimnisvolle Buch ein weiteres Rätsel der Vergangenheit enthüllen? Würde sich das Dunkel lichten, das über dem Ende des »Schrecklichen« lag?
Zamorra atmete tief.
In zwei Tagen würde er es wissen. Und bis dahin, nahm er sich vor, musste er zumindest versuchen, sich auf seine Arbeit hier in Paris zu konzentrieren.
Dass er besser daran getan hätte, dem ersten Impuls zu folgen und sofort zurückzufahren, begriff er erst später…

***

Nicole zündete sich eine Zigarette an und blies kunstvolle Rauchringe in die Luft.
Sie saß am Kamin in der Halle des Schlosses, zusammen mit Bill, dessen ganze Aufmerksamkeit sich auf das Buch konzentrierte, das er vor sich auf dem niedrigen Eichentisch deponiert hatte. Seite um Seite schlug er um, und ab und zu machte er sich ein paar eilige Notizen.
»Wirklich unglaublich«, murmelte er schließlich. »Dieser Leonardo de Montagne gehört zu den erstaunlichsten Figuren, die die Geschichte der Kreuzzüge aufweist.«
Nicole wickelte sich eine Haarsträhne um den Zeigefinger.
»Worum geht es denn? Hat er irgendwo noch ein paar Frauen geraubt?«
Bill schüttelte den Kopf. »Diese Frau des Kalifensohnes hat er mit einer Gruppe heimkehrender Kreuzfahrer nach Frankreich geschickt, als 1099 Jerusalem eingenommen worden war. Ihr Name taucht nie mehr auf – der Chronik ist nicht einmal zu entnehmen, ob sie Château Montagne jemals erreichte oder unterwegs starb oder floh.« Bill

zögerte einen Moment und musterte die Buchseite aus schmalen Augen. »Nein, hier geht es um etwas anderes. Leonardo zog mit einem Teil des Kreuzfahrerheers von Jerusalem aus weiter in das Reich der Kalifen, das heutige Ägypten. Die drei Söhne Achmans besiegte er, von Achman selbst wurde er später vernichtend geschlagen. Aber vorher raubte er ihm etwas, das die Chronik den ›Stern des Morgenlandes‹ nennt.«

»Achmans Lieblingsfrau«, vermutete Nicole lächelnd.

»Mitnichten! Der ›Stern des Morgenlandes‹ war offenbar ein besonders kostbarer Diamant. Hören Sie zu!« Bill beugte sich vor, suchte die richtige Stelle, und dann las er ein paar Sätze in der altertümlichen, klingenden Sprache vor:

»In Leonardos Herz aber erwachte frevlerische Gier. Zwölf Getreue waren es, die ihm folgten. Sie trennten sich von den Kämpfenden, überließen die Tapferen einem schrecklichen Schicksal. Mordend und plündernd zogen sie durch den Palast des Kalifen, töteten die Diener und brachen die Siegel der Schatzkammer. Viel Gold und Edelstein wartete ihrer. Heller als die Sonne aber strahlte der Stern des Morgenlandes, und sein Glanz vergiftete Leonardos Herz. Solches geschah im Jahre des Herrn 1101…«

»Klingt wie Reklame für einen Brillanten von Cartier«, sagte Nicole trocken. »Und was passiert nun mit Leonardo?«

»Der Kalif Achman verfluchte ihn.« Bill drehte die Seite um und beugte sich wieder vor. »Verflucht sollst du sein und der Rache der Toten anheim fallen«, zitierte er. »Deine Seele soll keine Ruhe finden, bis der ›Stern des Morgenlandes‹ zurückgekehrt ins Reich des Propheten. Schmachten soll deine Seele in Verdammung und Finsternis…«

»Schön. Aber Leonardo kehrte auf sein Schloss zurück, schwang sich mit Hilfe des Amuletts zum Herrn über Geister und Dämonen auf und malträtierte die Leute. Wo bleibt da der Fluch?«

Bill lächelte matt.

Diesmal waren es zwei Dutzend Seiten, die er umblätterte. Und wieder las er vor, was die Chronisten aufgezeichnet hatten:

»Zu jener Zeit aber begab es sich, dass Leonardo, den sie den Schrecklichen nannten, in den Nächten hinabstieg in die Gewölbe der Burg, wo er ein düsteres Geheimnis hütete. Dortselbst fanden seine Diener ihn tot, und siehe, auf seiner Stirn war das Zeichen des Fluchs, das Mal des Satans. Da erschraken die Diener, fielen nieder und flehten um Schonung. Drei Tage lang betete der Priester vor der verschlossenen Tür. Sieben Siegel und sieben Riegel weihte er, auf dass der verfluchte Geist sein Gefängnis nie mehr verlasse. Leonardos Sohn aber ließ ab von dem Frevel und führte ein gottgefälliges Leben…«

Nicole runzelte die Stirn. Sie war ernst geworden. Mit einer mechanischen Bewegung drückte sie ihre Zigarette aus.

»Immerhin scheint Leonardo den Fluch des Kalifen nie vergessen zu haben, sonst hätten die Chronisten nichts davon gewusst«, meinte sie. »Und bei dem ›düsteren Geheimnis‹, das er im Keller hütete, dürfte es sich um den sagenhaften Schatz handeln. Geht aus dem Buch hervor, was daraus geworden ist?«

»Vielleicht liegt er immer noch im Keller. Hier ist ein Grundriss mit der Lage des Verlieses, in dem Leonardos Leiche eingeschlossen wurde. Schauen Sie!«

Nicole stand auf und blickte Bill über die Schulter. Ihr Blick flog über die Linien und Symbole, und sie zog die Unterlippe zwischen die Zähne. »Das hier ist die Folterkammer«, sagte sie, auf eine bestimmte Stelle des Plans weisend. »Hier enden die normalen Kellerräume – hinter der Tür mit dem Wappen der Montagnes liegt nur noch ein einziges ziemlich großes und total leeres Gewölbe, in dem damals die Feuerdämonen hausten.«[1]

Sie schauerte unwillkürlich zusammen bei der Erinnerung an jene dramatischen Ereignisse, und sie achtete nicht auf Bill Flemings skeptischen Blick. »Aber hier, Bill! Jenseits dieses Gewölbes kann eigentlich überhaupt nichts mehr sein. Nach allem, was Zamorra mir erzählt hat, ist das die äußere Grundmauer des Schlosses.«

»Aber der Grundriss zeigt noch ein halbes Dutzend Räume jenseits dieser Mauer«, murmelte Bill. »Enge und offenbar fensterlose Räume! Verliese!«

Nicole biss sich auf die Lippen. »Das ist doch… Bill, wenn diese Zellen wirklich existieren, müssen sie unter dem Schlossgraben liegen. Ist so etwas möglich?«

»Vielleicht. Und niemand hat sie je entdeckt?«

»Niemand. Nur das Gerücht, dass es auf Château Montagne noch geheime, seit Jahrhunderten vergessene Gewölbe gibt, hält sich bis heute.«

»Geheime Gewölbe und vielleicht geheime Schätze«, nickte Bill.

»Wir werden nachsehen, sofort!«

»Aber…«

Bill war schon aufgesprungen. »Der Grundriss ist ziemlich genau. Wenn es in diesem Gewölbe hinter dem Wappen Geheimtüren gibt, werden wir sie finden. Oder fürchten Sie sich etwa vor dem schrecklichen Leonardo, Nicole?«

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

Nein, sie fürchtete sich nicht – nicht hier auf Château Montagne.

Die alte Chronik hatte auch sie neugierig gemacht, und sie war von Natur aus unternehmungslustig.

»Also schön«, sagte sie. »Sehen wir nach, ob wir etwas finden.

Vielleicht können wir Zamorra bei seiner Rückkehr mit dem ›Stern des Morgenlandes‹ überraschen…«

***

»Fantastisch!« Marco Diaz, der mexikanische Parapsychologe, machte eine ausholende Handbewegung. »Für einen Kenner der Materie waren ihre Ausführungen nahezu überwältigend, Professor. Sie sind tiefer in die Geheimnisse des Huichol-Kultes eingedrungen, als ich selbst es auch nur zu träumen wage.«

Zamorra lächelte leicht. »Sie sollten sich darüber freuen, Señor Diaz. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die ich gewinnen konnte, sind zweifellos bedeutsam, aber auf das Erlebnis selbst hätte ich gern verzichtet. Es war ein Abenteuer, in das ich gegen meinen Willen hineingezogen wurde. Wissenschaftliche Experimente dieser lebensgefährlichen Art lehne ich grundsätzlich ab.«

»Womit Sie zweifellos Recht haben – ich bin der gleichen Ansicht. Darf ich Sie noch zu einem Drink in mein Hotel einladen, Professor? Ich möchte Sie mit Señorita Mercedes bekannt machen, einem ungewöhnlich begabten Medium.«

Zamorra stimmte zu.

Der Kongress war zu Ende, sein Referat über den Peyote-Kult der mexikanischen Huichol-Indios hatte den Abschluss gebildet, und Marco Diaz, der Fachmann für aztekische Mythologie, hatte den Vortrag mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt. Während sie mit dem Taxi durch das abendliche Paris rollten, sprachen sie weiter über das Thema. Zamorra erzählte Einzelheiten, die er in dem Referat nicht erwähnt hatte, da sie selbst vor einem aufgeschlossenen Publikum von Parapsychologen kaum Glauben gefunden hätten. Diaz dagegen lauschte mit großer Aufmerksamkeit, und seine Zwischenfragen bewiesen, dass er keine Sekunde an der Wahrheit von Zamorras Bericht zweifelte.

Der Mexikaner bewohnte eine Suite im »Hilton«. Er hatte einiges über die Fähigkeiten seines Mediums erzählt, jetzt klopfte er an die Verbindungstür. Eine helle, melodische Mädchenstimme forderte ihn zum Eintreten auf. Er öffnete, ließ seinem Gast den Vortritt und übernahm die Vorstellung.

»Mercedes, ich möchte dich mit Professor Zamorra bekannt machen, einem der berühmtesten Parapsychologen der Welt, wie du weißt. – Professor – das ist Maria Mercedes Labianca.«

Eine junge Frau erhob sich aus einem Sessel am Kamin.

Sie konnte nicht viel älter als zwanzig Jahre sein, aber in ihrem blassen, ebenmäßigen Gesicht lag ein Ausdruck ungewöhnlicher Reife. Ein schlichter dunkler Kaminrock und eine weiße Bluse umschlossen die schlanke Figur, das tiefschwarze Haar war im Nacken zu einem

Knoten zusammengefasst. Ein freundliches Lächeln lag auf ihren Lippen – aber als sie langsam über den Teppich kam, schien dieses Lächeln förmlich zu gefrieren.

Drei Schritte von Zamorra entfernt blieb sie stehen.

Sie starrte ihn an.

Ihre dunklen Augen wurden weit, seltsam leer – als lausche sie auf eine unhörbare Melodie oder sehe hinter den Dingen der Realität etwas anderes, Fremdes. Unter einem tiefen Atemzug hob sich ihre Brust, und als sie zurückwich, abwehrend beide Arme ausstreckte, flatterten ihre Hände wie gefangene Vögel.

»Nein«, flüsterte sie. »Nein, nein, nein…«

»Mercedes!« Marco Diaz sah erschrocken von einem zum anderen, er begriff genauso wenig wie Zamorra. »Um Himmels willen, Mercedes, was ist…«

Ein Zittern durchlief den Körper des Mädchens.

Sie bäumte sich auf, versteifte sich wie unter einem schrecklichen Schmerz. Ihr schönes, ebenmäßiges Gesicht verzerrte sich – und Zamorra fuhr zusammen, als habe ihn ein Stromstoß getroffen.

Dieses Gesicht!

Das waren nicht nur die Zeichen von Schmerz oder Schrecken – das war mehr, viel mehr. Die Linien veränderten sich, die Haut, die Struktur der Muskeln und Sehnen. Es sah aus, als würden in einem Film zwei Bilder übereinander geblendet. Ein zweites, anderes Antlitz trat hinter dem ersten hervor – und Zamorra hatte das Gefühl, als greife eine kalte Faust nach seinem Herzen.

Er kannte dieses Antlitz.

Für eine endlose Sekunde trug Maria Mercedes Labiancas Gesicht ganz deutlich die Züge von Nicole Duval…

Dann stieß das Medium einen gellenden Schrei aus, und wie eine Marionette, deren Fäden gekappt wurden, sank die junge Frau in sich zusammen…

***

Ein Adler, drei stilisierte Lilien…

Das Wappen der Montagnes.

Nicole biss sich auf die Lippen, als sie die schwere eisenbeschlagene Tür betrachtete. Bannmale waren in das dunkle Holz geschnitzt, Zeichen und Symbole, deren Bedeutung in der heutigen Zeit niemand mehr kannte. Hinter diese Tür hatte Leonardo de Montagne die Feuerdämonen verbannt, mit deren Hilfe er sein Schreckensregime über die Welt aufrichten wollte. Jahrhundertelang hatte das Grauen hier gelauert, war das Wissen um das grässliche Geheimnis von Generation zu Generation weitergegeben worden, bis es endlich doch in Vergessenheit geriet. Lange hatte es als der Fluch der Montagnes

weitergelebt, an dessen Ursprung sich niemand mehr erinnerte. Erst Louis de Montagne war wieder auf die Lösung des Rätsels gestoßen – und auf das Versteck des zauberkräftigen silbernen Amuletts. Im Kampf gegen einen verbrecherischen Wissenschaftler, der den Talisman an sich bringen wollte, hatte Louis de Montagne in letzter Verzweiflung die Dämonen befreit, denen er dann selbst zum Opfer fiel – und Nicole erinnerte sich noch heute mit Schaudern an ihre ersten Tage auf dem Schloss und an die erste Begegnung mit den Mächten der Finsternis, deren Existenz sie damals noch geleugnet hatte.

Sie warf Bill einen Blick zu. Der junge Historiker hielt in der linken Hand eine starke Taschenlampe und in der Rechten den Schlüssel, den ihm Nicole gegeben hatte. Für einen Moment schien auch er zu spüren, dass es mit der Tür eine besondere Bewandtnis hatte. Aus schmalen Augen betrachtete er das Wappen und die geschnitzten Bannmale, dann zuckte er die Achseln und schob den Schlüssel ins Schloss.

»Ich nehme an, dass Zamorra das Gewölbe bis zum letzten Winkel durchsucht hat«, meinte er, während er drehte. »Vermutlich ist Leonardo in Wahrheit einfach auf und davon gegangen, und die Verliese unter dem Schlossgraben entspringen nur der Fantasie der Chronisten.«

»Hoffentlich«, sagte Nicole.

Und während knarrend die schwere Tür aufschwang, gestand sie sich ein, dass sie tatsächlich wünschte, die ganze dunkle Geschichte möge sich als Hirngespinst entpuppen.

Auf sich beruhen lassen konnte sie die Sache allerdings trotzdem nicht. Ihre Neugier war geweckt. Und irgendetwas zog sie – eine Art Sog, der in dem Moment erwacht war, in dem sie die entscheidenden Passagen aus der Chronik hörte, und der sie auch jetzt nicht losließ. Bill ging es offenbar genauso. Sein Gesicht wirkte kantig und gespannt, als er einen Schritt über die Schwelle machte. Er hob die Linke, leuchtete mit der Taschenlampe in das Gewölbe hinein – doch er sah nur wattige Schwärze, und eine Begrenzung des Raums war nirgendwo auszumachen.

»Die Verliese müssen der Tür genau gegenüberliegen«, sagte er.

Seine Stimme hallte in dem Gewölbe, dumpf kam ein Echo zurück.

»Wollen Sie hier bleiben, Nicole, oder…«

»Ich komme natürlich mit. Nur zu, Bill! Es gibt hier nichts – buchstäblich nichts außer dicken Mauern.«

Fleming zuckte die Achseln, richtete die Taschenlampe vor sich auf den Boden und setzte sich langsam in Bewegung. Nicole blieb dicht hinter ihm. Schwärze hüllte sie ein, der Lichtkegel der Lampe verlor sich ringsum zu gestaltlosem grauem Nebel. Das einzige Reale in

dieser Finsternis schienen die beleuchteten Steinplatten unter ihren Füßen zu sein, und Nicole spürte, wie sich das Gefühl des Unheimlichen mit jedem Schritt verdichtete.

»Es kommt daher, dass es keine Lampen gibt«, knurrte Bill. Er meinte die unbestimmte Furcht, die auch ihn erfasst hatte, doch das sprach er nicht aus. »Es wirkt nun mal unheimlich, durch einen Raum zu gehen, dessen Abmessungen man nicht sehen kann. Ein Gefühl wie beim Autofahren im dichten Nebel…«

Nicole antwortete nicht.

Sie war eine gute Autofahrerin, verfügte über ausgezeichnete Nerven und erinnerte sich nicht, Nebel auf einsamen Straßen je sonderlich unheimlich gefunden zu haben. Jetzt jedoch nistete ein kühles Prickeln zwischen ihren Schulterblättern. Dunkel fühlte sie, dass sie sich hier in einem fremden Bereich befand, dass die Bannmale an der Tür diesen Raum auf geheimnisvolle Weise immer noch von der übrigen Welt trennten. Sie biss sich auf die Lippen. Vergeblich versuchte sie, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen, und als Bill wenig später abrupt stehen blieb, prallte sie beinahe gegen ihn.

»Da«, flüsterte er. »Die Außenmauer…«

Mächtige graue Steinquader schimmerten feucht im Licht. Der Lampenstrahl tastete nach oben, erfasste den Ansatz der Decke, leuchtete die Wand nach beiden Seiten hin ab. Nichts – jedenfalls nichts Ungewöhnliches. Bill runzelte die Stirn, nahm das Blatt aus der Tasche, auf dem er den Grundriss kopiert hatte, und richtete den Lichtkegel darauf.

»Etwa vier Yard rechts«, murmelte er, während er sich bereits umdrehte. Seine Schritte hallten, das Geräusch von Nicoles Absätzen mischte sich als helleres Klappern ein. Erneut blieben sie stehen – und diesmal erfasste der Lichtkegel einen schweren, verrosteten Eisenring, der etwa in Augenhöhe in die Mauer eingelassen war.

Bill schob den Grundriss in die Tasche und ließ die Lampe in die Linke wechseln. Nicole spürte sein unmerkliches Zögern, als er an die Wand herantrat. Er griff nach dem Eisenring, zog erst vorsichtig daran, dann kräftiger – und im nächsten Moment zuckte er zusammen, als jäh das unheimliche Knirschen und Schaben in der Luft hing.

Die Steine gaben nach.

Nein, nicht die Steine – ganz eindeutig handelte es sich um dünne Platten, um Attrappen. Mörtel rieselte. Wie ein feiner Riss zeigte sich eine Linie um zwei Dutzend von den Steinquadern herum. Heller Staub wölkte auf, etwas kreischte ohrenbetäubend, und langsam und ruckend bewegte sich ein viereckiges Wandsegment um rostige Angeln.

Die Geheimtür!

Nicole biss sich auf die Lippen, und Bill sog scharf die Luft durch die

Zähne, als er den Eisenring losließ und die Taschenlampe hob.

Ein winziger, düsterer Raum tat sich in der Wand auf. Nur zwei Yard maß er, dann endete er vor einer weiteren Tür – und wie ein Geisterfinger tastete der Strahl der Lampe über sieben mächtige Riegel.

Nicole starrte wie gebannt auf das dunkle Holz. Ihre Augen verengten sich, als sie die kreisrunden Tupfen über dem Spalt zwischen Tür und Rahmen erkannte, das karmesinrote Wachs und die hineingeprägten Adler und Lilien.

»Das Siegel der Montagnes«, flüsterte sie. »Zamorra benutzt es heute noch. Sieben Siegel und sieben Riegel…«

»Auf dass der verfluchte Geist sein Gefängnis nie mehr verlasse«, vollendete Bill heiser. Es sollte ironisch klingen – doch seine Stimme vibrierte leicht. »Natürlich ist das Unsinn. Das Schlimmste, was uns erwarten kann, ist der Anblick von Leonardos modernden Knochen.«

Nicole presste die Lippen zusammen. Sie wusste, dass der Raum hinter der Tür etwas anderes barg als nur ein Gerippe. Sie spürte es förmlich. Sie spürte auch, dass Gefahr lauerte, dass es besser wäre, zurückzugehen und nicht an den sieben Siegeln zu rühren – aber irgend etwas, das stärker war als ihr klarer Verstand, trieb sie unwiderstehlich vorwärts.

»Ob wir sie aufbekommen?«, fragte sie halblaut.

Bill zuckte die Achseln. Auch er stand bereits unter einem geheimnisvollen Bann, ohne dass es ihm bewusst war. Mit einer raschen Bewegung reichte er Nicole die Taschenlampe, dann packte er den Griff des obersten Riegels und stemmte sich dagegen.

Es ging leichter, als er gedacht hatte.

Knirschend bewegte sich der armdicke Holzbalken in den Metalllaschen und gab den Türspalt frei. Bill schob den zweiten Riegel zurück, den dritten, schließlich den siebenten, der nur knapp zwei Fuß über dem Boden lag. Einen Moment lang zögerte er, dann packte er mit beiden Händen den dicken Metallknauf, von dem er annahm, dass sich mit seiner Hilfe die Tür bewegen ließ.

Die Siegel brachen.

Wachs sprang ab und fiel auf die Bodenplatten, mit einem gespenstischen Ächzen bewegte sich die Tür.

Ganz langsam schwang sie auf. Nicoles Finger krampften sich um die Stablampe. Der Lichtkegel wanderte – und fiel in einen kleinen Raum, der nur wenige Quadratmeter maß und winzig genug war, um bis in den letzten Winkel ausgeleuchtet zu werden.

Nicole hielt den Atem an.

Neben ihr machte Bill einen Schritt in das Verlies hinein, und sie folgte ihm wie unter einem Zwang, obwohl sie den düsteren Hauch der Drohung spürte. Kalte, modrige Luft schlug ihr entgegen. Sie sah

die feucht schimmernden steinernen Wände, sie sah die schwarze, nicht einmal übermäßig große Truhe auf dem Boden – und dann wurde ihr Blick magisch angezogen von dem monumentalen, in düsteren Farben brennenden Gemälde, das in einem schimmernden Goldrahmen an der Wand über jener Truhe hing.

Leonardo…

Er war es, kein Zweifel!

Er musste es sein – Nicole spürte es mit jeder Faser.

Leonardo de Montagne, der Schreckliche…

Das Bild zeigte ihn in einem weißen, langwallenden Kreuzfahrermantel, zeigte ihn vor dem Hintergrund eines wilden Schlachtgetümmels in fremdartig anmutender Landschaft. Ritter in schweren Rüstungen schwangen ihre Schwerter. Pfeilhagel prasselten gegen kreuzgeschmückte Schilde, exotische, farbenprächtig gekleidete Gestalten flogen auf schnellen Pferden dahin. Staub wölkte über dem Kampfplatz, auf dem sich christliche Kreuzritter und mohammedanische Krieger ineinander verbissen hatten. Die grüne Erde war rot von Blut – und die erschreckend plastischen, realen Szenen wirkten wie eine Illustration zu Leonardos unseligem Leben.

Das Gesicht des »Schrecklichen« war unbewegt und eigentümlich entrückt wie das eines Schlafenden.

Nicole kniff die Lider zusammen, musterte fasziniert die Züge des Bildnisses. War das der gleiche Mann wie auf dem Porträt in der Ahnengalerie? Sicher – obwohl der Gegensatz beinahe schroff wirkte. Nicole hatte finstere, verbissene Züge mit düsteren Augen in Erinnerung – jetzt sah sie ein noch junges Gesicht mit langer, schmaler Nase, sensiblen Lippen und dunklen, träumenden Augen unter einer hohen Stirn. Ein klares Gesicht. Seltsam rein – noch nicht gezeichnet von den Mächten des Bösen. Leonardos Hände ruhten auf dem schimmernden Griff eines Schwertes – und um seinen Hals hing an einer dünnen Kette ein Gegenstand, den Nicole erst jetzt bemerkte.

Das Amulett!

Das silberne Amulett mit dem Drudenfuß, den Tierkreiszeichen und den geheimnisvollen Symbolen und Hieroglyphen.

Leonardo hatte es mitgebracht von dem Kreuzzug. Sein Eigentum war es. Selbst auf dem Gemälde schien es noch von rätselhaftem Leben erfüllt und…

»Na also!«, durchbrach Bill Flemings Stimme die Stille.

Er hatte eine jähe Bewegung gemacht, sich losgerissen aus dem Bann der Faszination, der auch ihn für einen Moment gelähmt hatte.

Jetzt setzte er sich entschlossen in Bewegung, durchmaß den Raum und griff mit beiden Händen nach dem Deckel der Truhe.

Er ließ sich leicht abheben.

Es gab keine Schlösser, keinen geheimen Mechanismus – nichts.

Nur die Scharniere quietschten leise. Nicole trat rasch hinzu, richtete die Taschenlampe auf den Inhalt der Truhe – und musste einen überraschten Aufschrei unterdrücken.

Gold glänzte auf.

Hundertfach brach sich das Licht im edlen Schliff kostbarer Steine.

Blutrot leuchteten Rubine, tiefgrüne Smaragde funkelten, seidiger Perlmuttglanz hob sich ab von den klaren Blautönen der Aquamarine und Saphire – und heller als alles andere sprühte und glitzerte das kalte, klare Feuer eines großen Brillanten, den feines Goldfiligran wie die Zacken eines stilisierten Sternes einfasste.

Der ›Stern des Morgenlandes‹!

Jenes sagenhafte Kleinod, von dem die Chronik berichtete, das Leonardo de Montagne dem Kalifen Achman geraubt hatte und das ihm zum Fluch geworden war.

Es lag da…

Unbezweifelbar und real.

Zwei, drei Sekunden lang starrten die beiden Menschen wie geblendet in die offene Truhe – aber als Bill Fleming die Hand nach dem Brillanten ausstrecken wollte, verharrte er jählings mitten in der Bewegung.

Ein hoher, singender Ton hing plötzlich im Raum.

Irgendetwas bewegte die Luft wie der Flügelschlag unsichtbarer Schwingen – und dann erhob sich laut und hallend eine Stimme.

»Verflucht ist der Stein«, rief es. »Verflucht ist der ›Stern des Morgenlandes‹, und verflucht ist jeder, der seine Hand danach ausstreckt. Jahrhundertelang schmachtete meine Seele in Finsternis und Verbannung. Verdammt bin ich, in unseliger Ruhelosigkeit zu verharren, bis der Stein zurückkehrt ins Land des Propheten. Jahrhundertelang wartete ich. Jahrhundertelang harrte ich der Befreiung. Jetzt seid ihr hier! Ihr werdet meine Boten sein, ihr werdet meinen unseligen Geist erlösen…«

Die Stimme schwieg, verhallte in singendem Tremolo.

Nicole spürte einen eisigen Schauer auf dem Rücken. Wie versteinert hatte sie dagestanden, gebannt von den dunklen Worten – und jetzt erst hob sie langsam den Blick.

Das Bild an der Wand hatte sich verändert.

Im ersten Moment konnte sie nicht erkennen, worin die Änderung bestand – und dann begriff sie in einer Mischung aus Entsetzen und tiefem Staunen, dass es die Augen waren. Augen, die eben noch wie die eines Träumenden ins Leere geblickt hatten – und die jetzt von einem glühenden, unnatürlichen Leben erfüllt waren, auf Nicoles Gesicht hafteten und bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen schienen.

Erneut erhob sich die körperlose Stimme.

Eine Stimme, die von den Wänden widerhallte und von überall

gleichzeitig zu kommen schien:

»Ihr werdet mich erlösen. – Ihr werdet durch das dunkle Tor treten und eine Reise machen ins Land der Finsternis und in den Abgrund der Zeit. – Meine Boten seid ihr, meine Abgesandten. – Kommt zu mir! – Kommt zu mir in meine Welt. – Kommt… kommt…«

Die Stimme klang dunkel, raunend, beschwörend. Wie unsichtbare Pfeile schienen die Worte in Nicoles Geist einzudringen. Sie sah nicht mehr die Umgebung, sie sah nicht mehr Bill Fleming, der unter dem gleichen magischen Bann stand wie sie selbst – sie sah nur noch die dunklen, zwingenden Augen Leonardo de Montagnes, dessen Blick sich wie ein Energiestrahl in den ihren senkte.

Langsam, Schritt für Schritt trat sie auf das Gemälde zu.

Leonardo starrte sie an. Leonardo, der Schreckliche… Seine Gestalt schien ins Riesenhafte zu wachsen. Hoch aufgerichtet stand er da, mit flammenden Augen – und seine Rechte löste sich vom Griff des Schwertes und streckte sich Nicole entgegen.

Etwas geschah mit ihr.

Die Wirklichkeit trat zurück, entglitt ihr, machte Platz für etwas anderes. Es war, als sei sie an einen Stromkreis angeschlossen, der sie mit der Gestalt auf dem Bild verband, der die ganze restliche Welt ausschloss und aus dem sie sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte.

Langsam hob sie die Rechte.

Ergriff Leonardos ausgestreckte Hand.

Und es kam ihr nicht einmal seltsam vor, dass sie mit einer sanften Bewegung hinüber in eine Welt gezogen wurde, die es eigentlich nicht geben konnte, da sie nur mit Ölfarben auf eine Leinwand gemalt war…

***

Maria Mercedes Labianca schlug langsam die Augen auf.

Sie lag auf der Couch. Marco Diaz beugte sich über sie, betupfte ihre Schläfen mit einem feuchten Taschentuch. Das Gesicht des mexikanischen Parapsychologen war bleich und angespannt, und er atmete auf, als sich das Medium wieder bewegte.

Verwirrt sah Mercedes von einem zum anderen. An Professor Zamorra blieb ihr Blick sekundenlang hängen, und ihr Blick flackerte.

Sie rieb sich mit dem Handrücken über die Stirn, als müsse sie etwas wegwischen.

»Was ist passiert?«, fragte sie schwach.

»Du bist ohnmächtig geworden, Mercedes.« Diaz strich ihr eine Haarsträhne zurück – eine Geste, die Zärtlichkeit verriet. »Vermutlich eine kleine Kreislaufschwäche. Du hattest lange im Sessel gesessen und bist dann einfach zu plötzlich aufgesprungen.«

Das Mädchen antwortete nicht, runzelte nachdenklich die Stirn.
Zamorra biss sich auf die Lippen. Hatte sein Kollege nicht bemerkt, dass es ganz eindeutig der Anblick des Besuchers gewesen war, der den Anfall ausgelöst hatte? Und war ihm die kurze, gespenstische Veränderung in den Zügen des Mediums entgangen?
»Erinnern Sie sich an die letzten Sekunden vor Ihrer Ohnmacht, Señorita Labianca?«, fragte der Professor.
Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich weiß nichts mehr. Ich erinnere mich, dass ich aufstand, um Sie zu begrüßen. Aber dann…«
»Aus irgendeinem Grund muss ich Sie erschreckt haben, Señorita Labianca. Sie streckten abwehrend die Hände aus, riefen ›nein, nein‹ und schienen deutlich unter einem Schock zu stehen.«
»Einem Schock? Das verstehe ich nicht…«
»Aber es stimmt, Mercedes!« Marco Diaz runzelte die Stirn, starrte sie an. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto genauer erinnere ich mich. Eine Kreislaufschwäche äußert sich anders. Es sah eher so aus, als fielest du von einer Sekunde zur anderen in eine ungewöhnlich tiefe Trance. Und dann war da etwas mit deinem Gesicht!« Er machte eine Pause und sah fragend zu seinem Kollegen hinüber. »Hatten Sie nicht auch für einen Moment den Eindruck, einer völlig fremden Person gegenüberzustehen, Professor?«
»Einer anderen Person als Señorita Labianca – aber keiner Fremden«, sagte Zamorra ruhig. »Ich glaubte, die Züge meiner Assistentin Nicole Duval zu erkennen.« Er zögerte, und er spürte selbst, wie die Farbe aus seinem Gesicht wich bei dem Gedanken, der sich ihm aufdrängte. »Senor Diaz, Sie kennen die medialen Fähigkeiten Ihrer Freundin besser als ich. Hat es jemals Seancen gegeben, bei denen irgendeine fremde Macht vom Körper des Mediums Besitz ergriff?«
»Mehr als einmal.« Diaz schluckte, denn er begriff, worauf der Professor hinauswollte. »Mercedes' Gesicht war dann jedes Mal starr, sozusagen entpersönlicht. Aber es ist bekannt, dass es bei sehr starken Einflüssen vorkommt, dass das Gesicht des Mediums die Züge dessen annimmt, der aus ihm spricht.«
»Die Züge eines Wesens aus dem Jenseits«, sagte Zamorra leise.
»Ja, sicher. Wir haben immer nur die Geister von Toten beschworen.« Diaz lächelte gequält. »Ich sagte Ihnen bereits, dass ich gewisse gefährliche Experimente genauso verantwortungslos finde, wie Sie es tun. Mein wissenschaftliches Interesse an den alten Aztekenkulten findet seine Grenze da, wo das Risiko beginnt, diese Schreckensgottheiten etwa auf die Erde zurückzuholen.«
Zamorra nickte.
Er war blass geworden – sehr blass. Hatte Nicole versucht, durch das Medium Verbindung mit ihm aufzunehmen? Wenn es so war, dann konnte sie es jedenfalls nicht von einem Sessel auf Château Montagne

aus getan haben. Die Fähigkeit, sich des Körpers einer medial begabten Person zu bemächtigen, besaß kein lebendiger Mensch, der an Zeit und Raum gebunden war. Diese Fähigkeit hatten nur…

Zamorra grub die Zähne in die Unterlippe, bis er brennenden Schmerz spürte.

Etwas in ihm weigerte sich, den Gedanken zu Ende zu denken, weigerte sich, auch nur in Erwägung zu ziehen, dass Nicole etwas zugestoßen sein könnte und dass sie vielleicht nicht mehr lebte. Es konnte, durfte nicht sein! Mit einem tiefen Atemzug kämpfte Zamorra die Angst nieder, die ihm die Kehle zuschnürte, und wandte sich an Marco Diaz.

»Versetzen Sie Señorita Labianca noch einmal in Trance«, bat er.

»Vielleicht wird sie reden, unsere Fragen beantworten. Ich weiß, sie ist jetzt erschöpft, aber…«

»Ich fühle mich schon besser«, sagte Mercedes sehr ruhig. »Und ich weiß, worum es geht. Dieser fremde Einfluss – vielleicht war es ein Hilferuf.«

»Ich vermute es. Sind Sie einverstanden, Señor Diaz?«

Der Mexikaner nickte.

Für einen Moment schloss er die Augen, konzentrierte sich schweigend, bevor er sich auf die Kante der Couch setzte. Maria Mercedes Labianca lag ruhig und entspannt da. Ihr Blick hing an dem schmalen, dunkelhäutigen Gesicht des Parapsychologen. Zamorra beobachtete die Szene, und dabei dachte er an das silberne Amulett, das auf Château Montagne zurückgeblieben war und das ihm jetzt sicher gute Dienste geleistet hätte.

Marco Diaz hob langsam die Hand. Sanft berührte er mit drei Fingerspitzen die Stirn des Mädchens. Ein paar gemurmelte Worte auf Spanisch – und der leere Blick und der verlangsamte Atem verrieten, dass sich das Medium bereits in Trance befand.

»Du bist jenseits der Schwelle«, sagte Diaz leise. Er bediente sich seiner Muttersprache, aber Zamorra verstand genug Spanisch, um folgen zu können. »Du bist offen für die Wesen jenes Zwischenreiches, du wirst sehen und hören. Was siehst du?«

Der Blick des Mediums schien sich in unendlicher Ferne zu verlieren.

»Ich sehe nichts«, murmelte sie. »Ich habe einen Ruf gehört, aber er ist verstummt. Ich höre nur Stimmen, die keine Bedeutung haben.«

Diaz hob den Kopf.

»Sie ist nicht völlig geöffnet«, erklärte er flüsternd. »Der Zweck dieses Experimentes grenzt von vornherein den Raum der Wahrnehmung ein, wirkt sozusagen als Barriere gegen alle anderen Einflüsse, die stören würden.« Und wieder in Mercedes’ Richtung.

»Versuche es! Konzentriere dich auf den Namen! Nicole! Nicole Duval! Sie ist da. Vorhin war sie für einen Moment in dir. Du musst

sie wiederfinden.«

»Ich suche«, murmelte das Medium. »Ich suche… Aber da ist nichts. Ich kann sie nicht finden … kann nicht …«

Sie stockte. Ganz langsam drehte sie den Kopf. Ihr eigentümlich leerer Blick richtete sich auf Professor Zamorra, und jetzt sprach sie plötzlich ein klares, akzentfreies Französisch: »Du bist der Meister des Übersinnlichen«, flüsterte sie. »Ich kann dein Schicksal sehen. Ich sehe ein anderes Land und eine andere Zeit. Du wirst eine weite Reise machen durch die Dimensionen der Finsternis. Eine sehr weite Reise…«

»Wohin wird die Reise führen?«, fragte Zamorra eindringlich.

Im Gesicht des Mediums erschien ein Ausdruck fast schmerzhafter Konzentration.

»Ich weiß nicht«, sagte sie leise. »Ich sehe Blut, viel Blut. Ich sehe Gefahr. Aber ein Freund wird dich begleiten…«

»Bill Fleming?«

»Ich weiß nicht… Ich kenne den Namen nicht. Er ist tot! Ich sehe ein Schwert an seiner Seite und …«

»Weiter!«, flüsterte Marco Diaz beschwörend. »Weiter, Mercedes!«

»Ich kann nicht! Es ist zu weit entfernt.« Ihr Atem beschleunigte sich, und die Augen wurden groß und hell, als wollten sie alles Licht der Welt auf einmal in sich aufnehmen. »Ihr werdet vier sein! Vier! Hütet euch vor dem Dämon des Bildes… Hütet euch …«

Wieder verstummte sie.

Ihre Lider senkten sich, der seltsam starre, leere Ausdruck schwand aus ihrem Gesicht – und Zamorra begriff, dass die mediale Kraft in ihr erschöpft war.

Sie würden nichts mehr hören.

Zamorra kannte sich aus auf diesem Spezialgebiet der Parapsychologie, und er wusste, dass hinter Maria Mercedes Labianca eine Belastungsprobe lag, die sie vollkommen erschöpft hatte und von der Sie sich vermutlich mehrere Wochen lang würde erholen müssen.

Marco Diaz wusste es ebenfalls. Er hob bedauernd die Achseln.

»Tut mir Leid, Professor«, sagte er. »Wir haben die Grenze erreicht. Es wäre unverantwortlich, noch einen weiteren Versuch zu machen.«

»Selbstverständlich. Sie haben mir sehr geholfen, Señor Diaz. Ich würde mich gern bei Señorita Labianca persönlich bedanken, aber Sie verstehen sicher, dass mir jetzt die Zeit auf den Nägeln brennt.«

»Ich verstehe vollkommen. Und ich teile Ihre Sorge. Würden Sie mich informieren, wenn Sie etwas herausgefunden haben?«

»Sobald ich Gelegenheit dazu finde. Nochmals vielen Dank, Señor Diaz…«

Zamorra rief sich ein Taxi.

Der Fahrer war schlechter Laune, was bei Pariser Taxifahrern eine

Berufskrankheit ist, aber der Professor hatte ohnehin kein Verlangen nach einer Unterhaltung. Er dachte an Nicole, an jenen erschreckenden Augenblick, in dem sie plötzlich »da« gewesen war, ganz real, und er suchte verzweifelt nach einer Erklärung, die ihm die Möglichkeit ließ, nicht das Schlimmste anzunehmen.

Im Hotel erfuhr er, dass ein Anruf von Château Montagne für ihn eingegangen war.

Sein Herz schlug plötzlich schneller. Er ahnte, spürte förmlich, dass es eine Schreckensnachricht war, die ihn erwartete. Noch in der Halle meldete er den Rückruf an, und in seinem Zimmer schienen sich die Minuten zu Ewigkeiten zu dehnen, bis endlich der dezente Summton des cremefarbenen Telefons anschlug.

Raffael Bois, der Butler, war am anderen Ende der Leitung.

Und seine Worte gingen Zamorra wie ein Messer unter die Haut.

»Sie müssen sofort zurückkommen, Professor! Mademoiselle Duval und Monsieur Fleming sind spurlos verschwunden…«

***

Sonnenschein.

Wind, der in Baumwipfeln flüsterte. Hitze…

Nicole öffnete mühsam die Augen. Hatte sie nicht eben noch verzweifelt gegen irgendetwas angekämpft? Geblendet blinzelte sie ins Licht. Ihr Blick erfasste sanfte Hügel, Zedern und Zypressen, nackte Felsen – und die Erinnerung durchzuckte sie wie ein Stromstoß.

Das Bild im Kellergewölbe von Château Montagne!

Sie erkannte die Landschaft – und sie wusste wieder, was geschehen war und was ihr so unwirklich erschien wie ein Albtraum. Die gemalte Gestalt Leonardo de Montagnes war auf diesem unheimlichen Gemälde zum Leben erwacht. Das Bildnis hatte ihr die Hand entgegengestreckt und hatte sie…

Nicole hielt den Atem an.

Sie erinnerte sich an das Gefühl, in eine andere Welt hinübergezogen zu werden. Und jetzt war sie in jener anderen Welt. Ihre Hände tasteten über heißen, felsigen Boden, sie spürte die Sonne auf der Haut und den sanften, fächelnden Wind. Reale Felsen, eine reale Sonne, ein Wind, der nicht nur in ihrer Fantasie über die Hügel wehte. Hatte das Bild nicht eine blutige Schlacht gezeigt? Nichts war davon zu sehen, nichts zu hören – aber ansonsten wiederholte sich jede Einzelheit des Gemäldes in der Landschaft ringsum.

Nicole spürte ihr Herz hämmern.

Die Situation war zu fantastisch, zu unwirklich, um Angst zu empfinden. Nur eine Art tiefes Staunen erfüllte sie. Sie wandte sich um – und da sah sie dicht neben sich Bill Fleming an einem der Felsen lehnen.

Er starrte sie an, als sei er gerade eben aus einem verwirrenden Traum erwacht und könne sich noch nicht in der Wirklichkeit zurechtfinden. Nur dass es umgekehrt war: Die Wirklichkeit lag hinter ihnen, und wenn dies hier auch kein Traum war, so musste es doch zumindest jenseits der Realität liegen. Es war unbegreiflich, erschreckend, ein ewiges Rätsel – und doch gelang es Nicole Duval erstaunlich schnell, ihre Fassung wiederzufinden, weil sie zu den wenigen Menschen gehörte, die diese fantastische Reise nicht zum ersten Mal gemacht hatten.

»Verdammt«, murmelte Bill Fleming. »Das gibt es doch nicht, das… Wo sind wir?«

Nicole lächelte leicht. Denn sie wusste, dass es für den jungen Historiker ungleich schwerer war, sich mit den Tatsachen abzufinden.

»Wir sind in einer anderen Zeit, Bill«, sagte sie. »Wenn wir zurückkehren, werden Sie vermutlich wieder behaupten, das alles sei nur ein Traum gewesen.«

»Ein Traum?« Bill schüttelte den Kopf. »Ich fühle mich eher, als hätte ich zu viel Whisky getrunken. Wir – wollten doch dieses Verlies unter dem Burggraben suchen, nicht wahr?«

»Wir haben es gesucht und gefunden. Eine Schatztruhe mit dem ›Stern des Morgenlandes‹ stand dort, und darüber hing ein Bild, das Leonardo de Montagne zeigte und im Hintergrund eine Landschaft, in der eine Schlacht zwischen Kreuzrittern und Arabern tobte. Diese Landschaft, Bill!«

Er sah sich um. Seine Lippen pressten sich zusammen.

»Ich erinnere mich«, sagte er langsam. »Als ich vor dem Bild stand, überfiel mich plötzlich etwas wie – wie eine Lähmung. Vielleicht lag es an der Luft in dem Verlies. Vielleicht hatten sich irgendwelche Gase gebildet oder…«

»Erinnern Sie sich nicht an die Stimme?«

»Eine Halluzination, verdammt! Gemälde sprechen nicht! Ich wette…«

»Verflucht ist der Stein«, zitierte Nicole. »Jahrhundertelang schmachtete meine Seele in Finsternis und Verbannung. Verdammt bin ich, in unseliger Ruhelosigkeit zu verharren, bis der Stein zurückkehrt ins Land des Propheten. – Jetzt seid ihr hier – Ihr werdet meine Boten sein und meinen unseligen Geist erlösen…« Sie machte eine Pause, schien einen Moment lang dem Klang der dunklen Stimme nachzulauschen. »Leonardos Worte, Bill! Er hat gesprochen. Und dann hat er seine Hand ausgestreckt und uns über die Zeitschranke hinweg in seine Welt gezogen.«

»Aber das ist doch…«

»Sehen Sie sich um, Bill! Und überlegen Sie sich, wo wir hier wohl Ihrer Meinung nach sind.«

Für einen Moment blieb es still.

Bill Fleming sah sich tatsächlich um. Er hatte scharfe Augen, ein gutes Gedächtnis – und bei aller Skepsis kam er nicht an der Tatsache vorbei, dass sie hier real und körperlich an einem Felsen der Landschaft lehnten, die das Gemälde im Keller von Château Montagne gezeigt hatte.

»Gut«, sagte er heiser. »Wir sind also hier. Irgendwo in Ägypten zur Zeit der Kreuzzüge. Es kann nur ein Traum sein, aber es ist offenbar ein Traum, dessen Verlauf wir selbst steuern können. Damit es kein Horrortraum wird, müssen wir uns zunächst einmal über unsere Situation klar werden.«

»Und über die Möglichkeiten, aufzuwachen«, fügte Nicole sarkastisch hinzu. »Ich hoffe, Leonardo ist so nett, uns zur Rückkehr zu verhelfen. Er will etwas von uns, Bill. Er will, dass wir diesen sagenhaften ›Stern des Morgenlandes‹ zu seinem Besitzer zurückbringen, damit seine Seele erlöst wird.«

Fleming verzog das Gesicht. Sein klarer Verstand sträubte sich gegen Nicoles Überlegungen – aber sein klarer Verstand sagte ihm auch, dass sie nicht umhin kamen, sich mit diesem »Traum« auseinanderzusetzen.

»Der ›Stern des Morgenlandes‹ befindet sich im Keller von Château Montagne«, sagte er.

»Nein, Bill! Er befindet sich hier! Wir sind in einer anderen Zeit, in der Zeit, als der Stein geraubt wurde. Entweder er ist noch in der Schatzkammer des Kalifen Achman, oder er befindet sich schon im Besitz von Leonardo. Und die beiden leben, Bill! Jetzt und hier!«

»In Ewigkeit, Amen!«, knurrte Fleming wütend. »Ich zweifle ohnehin an meinem Verstand, seit ich die Augen aufgemacht habe. Sie meinen also, wir müssen uns aufmachen, um einem höchst lebendigen Kreuzritter einen Brillanten abzunehmen und ihn zu einem ebenfalls höchst lebendigen Kalifen zurückzutragen?«

»Falls wir nicht verhindern können, dass der Stein überhaupt erst geraubt wird«, fügte Nicole hinzu. »Damit wäre der Fluch des Kalifen nämlich null und nichtig. Leonardo de Montagne könnte in seiner Zeit eines natürlichen Todes sterben, die Gestalt auf dem Bild würde ihre dämonische Macht verlieren, und wir…« Sie zögerte.

»… wir würden vielleicht aufwachen. Irgendwo auf Château Montagne. Als wäre nichts gewesen …«

»Das werden wir hoffentlich so oder so«, brummte Bill. »Vielleicht schellt der Wecker, ehe uns dieser verrückte Traum in die Verlegenheit bringt, uns mit einem Haufen von Kreuzrittern herumzuschlagen.«

Nicole warf ihm einen Blick zu. Sie wusste, dass sein Sarkasmus einer tiefen Unsicherheit entsprang, und sie spürte, wie verbissen er nach etwas suchte, das dieses Abenteuer wenigstens einigermaßen

begreifbar machte.
»Bill…«, begann sie.
Er hörte nicht zu.
Mit einem Ruck hatte er den Kopf hochgerissen. Eine steile Falte stand auf seiner Stirn, und jetzt nahm auch Nicole das dumpfe Dröhnen wahr, das plötzlich in der Luft hing.
Hufschlag! Der rasche Trab von vierzig, fünfzig Pferden…
Sie kamen schnell näher – und im nächsten Moment tauchten die Gestalten der Reiter wie eine Vision über dem nächsten Hügel auf.
Kreuzfahrer…
Ritter in schimmernden Rüstungen, mit bemalten Schilden bewehrt, die weißen, wehenden Mäntel über schweren Kettenhemden.
Banner flatterten, ein Wald von Lanzen ragte in die Luft. Wo Metall das Sonnenlicht reflektierte, schienen helle Pfeile aus der Staubwolke hervorzustechen. Immer näher kam die dahinjagende Gruppe – und selbst die Pferde, gepanzert wie ihre Reiter, wirkten fremdartig und unheimlich.
»Wir sollten verschwinden«, flüsterte Nicole erregt. »Vielleicht…«
»Zu spät! Sie haben uns gesehen!«
Bill biss sich auf die Lippen. Sein Blick hing an den Gestalten, die jetzt die Pferde zügelten, die Köpfe wandten. Rufe klangen auf. Die ganze unheimliche Gruppe änderte die Richtung – und mit zurückgenommenem Tempo preschte das kleine Heer auf die beiden Menschen zu, die einer anderen Welt und einer anderen Zeit angehörten.
Nicole und Bill hatten keine Wahl, als an ihrem Platz zu bleiben.
Im Halbkreis verharrten die schimmernden Gestalten um sie. Gestalten, die den Abbildungen irgendeiner mittelalterlichen Chronik entstiegen schienen – und die doch lebten, sich bewegten, erregt miteinander flüsterten. Die schweren Kettenhelme ließen die Gesichter frei. Dunkle, gezeichnete Gesichter, verbrannt von einer fremden Sonne. Nicoles Blick glitt umher – und sie hielt sekundenlang den Atem an, als sie die Züge Leonardo de Montagnes über einem schweren Brustpanzer entdeckte.
Er war es, kein Zweifel!
Für Sekunden begegneten sich ihre Augen. Aber es gab nicht das geringste Zeichen des Erkennens in Leonardos Gesicht – und Nicole begriff, dass dies nicht der Dämon des »Schrecklichen« war, sondern ein lebendiger Mensch, der noch nichts von seinem künftigen Schicksal ahnte.
»Wer seid ihr?« Die Stimme klang dunkel und schwer – der Mann, dem sie gehörte, musste der Führer der kleinen Streitmacht sein.
»Welche heidnischen Frevler wagen es, sich dem Heerlager des Kreuzes zu nähern? Euer Leben ist verwirkt, ihr…«

»Wir sind Christen wie ihr«, sagte Nicole ruhig. Sie hatte den aufflammenden Fanatismus in den Augen der Männer gesehen, sie spürte die Gefahr. »Wir sind von weither gekommen, aus einer anderen Welt, wir…«

»Ungläubige!«, schrie es aus der Reihe der Reiter.

»Feinde des Kreuzes… Spione des Kalifen …«

»Tötet sie!«

»Tod allen Heiden! Tod, Tod…«

Das Stimmengewirr schwoll zu einem dumpfen, bedrohlichen Brausen an.

Lanzen wurden gehoben. Fäuste in Panzerhandschuhen fuhren zu den langen Schwertern. Schon sprangen die ersten Männer aus den schweren, unhandlichen Kürisssätteln – und Bill Fleming, der die Zeit der Kreuzzüge durch seine beruflichen Studien kannte, presste die Lippen zusammen in der Erinnerung an Dutzende von geschichtlichen Ereignissen, bei denen die Kreuzritter nicht gerade christliche Nächstenliebe gezeigt hatten.

Das Handzeichen des Anführers stoppte den wütenden Angriff.

Die Männer verharrten. Finster starrten sie die Fremdlinge an – aber zumindest verzichteten sie darauf, sie auf der Stelle niederzumachen.

»Ihr seid Spione Achmans!«, verkündete der Ritter mit der dunklen Stimme. »Ihr seid geschickt von den heidnischen Frevlern, um…«

»Nein!«, sagte Bill. »Wir sind…«

»Schweig, Ungläubiger! Spione des Kalifen seid ihr, und euer Leben ist verwirkt! Eure Köpfe werden in den Sand rollen, eure Leiber verscharrt werden in ungeweihter Erde! Feinde des Kreuzes seid ihr! Eure schamlose Tracht verrät euch und die Sprache, die ihr schlecht gelernt habt! Niemand lebt in diesem Lande, der nicht ein Feind des Kreuzes wäre, niemand, der uns nicht zu Fall bringen wollte auf dem Weg zu unserem hohen Ziel. Ihr aber habt euch zu weit entfernt von den euren! Das Geschick gab euch in unsere Hand, und ihr werdet uns den Weg ebnen in Achmans Palast! Ihr werdet uns die Schwächen unserer Feinde zeigen! Ihr werdet alles verraten, was ihr wisst über das Reich der Kalifen. Nur wenn ihr uns dient, rettet ihr euer erbärmliches Leben…«

Bill und Nicole wechselten einen Blick.

Der junge Historiker in seiner legeren Feierabend-Kluft aus dem 20. Jahrhundert starrte den Mann in der schimmernden Rüstung an.

Bill schluckte – und Nicole spürte, dass auch er sich jetzt fragte, ob dies alles tatsächlich ein bloßer Traum sein konnte.

»Wir haben den Palast des Kalifen nie gesehen«, sagte er langsam.

»Wir kommen aus einer anderen Zeit, wir…«

Die Hand des Kreuzfahrers fuhr durch die Luft.

Eine knappe, erschreckend endgültige Geste…

»Ihr seid Spione des Kalifen! Ihr werdet sprechen!« Und nach einer kurzen, bedrohlichen Pause: »Der Sieg ist unser! Nichts wird uns aufhalten! Die Retter des Heiligen Landes kennen Mittel und Wege genug, eure frevlerischen Zungen zu lösen…«

***

Die Türme von Château Montagne standen schwarz in einer malvenfarbenen Dämmerung, als Professor Zamorra mit dem geliehenen Wagen über die Zugbrücke rollte.

Von dem alten Raffael ließ er sich noch einmal berichten, was geschehen war. Soweit es etwas zu berichten gab! Bill und Nicole hatten sich gestern Abend an den Kamin gesetzt, und der Butler hatte einen Imbiss serviert. Als er dann fragen wollte, ob er noch gebraucht werde, war niemand mehr da. Zuerst maß er dieser Tatsache keine Bedeutung bei. Aber als Bill und Nicole weder am Abend noch am nächsten Morgen wieder auftauchten und die Haushälterin aus dem Dorf dazu noch berichtete, dass ihre Betten unberührt seien, war Raffael misstrauisch geworden. Vergeblich hatte er das ganze weitläufige Gebäude abgesucht, vergeblich Leute in die nähere Umgebung geschickt – und schließlich mit Paris telefoniert, um Zamorra zu erreichen.

»Der Wagen von Monsieur Fleming steht noch in der Garage«, schloss der Butler seinen Bericht. »Es fehlt überhaupt kein Fahrzeug! Es ist ein Rätsel…«

Ein Rätsel war es in der Tat.

Zamorra spürte förmlich den Hauch des Unheimlichen, der ihn schon bei den merkwürdigen Ereignissen in Paris gestreift hatte. Er schüttelte nur den Kopf auf die Frage, ob er etwas zu sich nehmen wolle. Während Raffael sich um das Gepäck kümmerte, ging Zamorra mit langen Schritten ins Kaminzimmer hinüber – und dort entdeckte er das aufgeschlagene Buch auf dem niedrigen Eichentisch.

Der Band, den Nicole und Bill in einem Geheimfach in der Bibliothek gefunden hatten!

Zamorra ahnte, dass dies der Schlüssel zur Lösung des Rätsels war, dass das Verschwinden seiner Freunde mit dem Buch zusammenhing. Ein seltsames Prickeln zog über seine Haut, als er die vergilbten Seiten berührte. Rasch überflog er das aufgeschlagene Blatt – und seine Augen verengten sich, als ihm klar wurde, dass die Chronik tatsächlich über den Tod Leonardos, des Schrecklichen, berichtete.

Ein düsteres Geheimnis habe er in den Gewölben der Burg gehütet, hieß es.

Und eines Tages war dann seine Leiche in einem Verlies gefunden worden. Von einem Fluch war die Rede, von einem »Mal des Satans« auf der Stirn des Toten. Aus irgendwelchen Gründen schienen es

Leonardos Gefolgsleute dann für nötig gefunden zu haben, die Leiche in dem Verlies einzuschließen. Ein Priester weihte sieben Siegel und sieben Schlösser – und danach sagte sich Leonardos Sohn, der junge Chlodwig, offenbar los von den Machenschaften seines unseligen Vaters.

»Auf dass der verfluchte Geist sein Gefängnis nie mehr verlasse«, wiederholte Zamorra murmelnd.

Wieso überhaupt verflucht?

Und was mochte es für ein »düsteres Geheimnis« sein, das Leonardo in den Gewölben der Burg gehütet hatte?

Die Feuerdämonen, dachte der Professor.

Die Erklärung lag nahe – und dennoch befriedigte sie ihn nicht.

Mit gerunzelter Stirn blätterte er in der Chronik zurück – und es dauerte nur wenige Minuten, bis er auf die Geschichte jenes geheimnisvollen Fluches stieß.

Der ›Stern des Morgenlandes‹…

Leonardo de Montagne, der sich mit einer kleinen Gruppe von Kreuzfahrern aus einem mörderischen Schlachtgetümmel zurückzog, der im Rücken der arabischen Krieger den ungeschützten Palast des Kalifen überfiel – und der die Schatzkammern plünderte, während seine Kameraden vernichtend geschlagen wurden. War er damals schon der »Schreckliche« gewesen? Hatten damals schon Gier und Machtbesessenheit die Frömmigkeit des Kreuzfahrers überwogen? Und hatte er geahnt, dass das Kleinod, das er raubte, weit mehr war als nur ein normaler, wenn auch besonders kostbarer Diamant?

»Heller als die Sonne aber strahlte der ›Stern des Morgenlandes‹«, sagte die Chronik. »Sein Glanz vergiftete Leonardos Herz. Solches geschah im Jahre des Herrn 1101…«

Und dann, ein paar Seiten weiter, jener grausame Fluch, mit dem der Kalif Achman seinen Feind belegte, nachdem Leonardo mit den Resten des geschlagenen Kreuzfahrer-Heers über das Meer entkommen war:

»Verflucht sollst du sein und der Rache der Toten anheimfallen! Deine Seele soll keine Ruhe finden, bis der ›Stern des Morgenlandes‹ zurückkehrt ins Reich des Propheten! Schmachten soll deine Seele in Verdammung und Finsternis…«

»Deine Seele soll keine Ruhe finden«, wiederholte Zamorra nachdenklich. War das der Grund dafür, dass Leonardos Leichnam in einem Verlies der Burg vermodern musste, hinter geweihten Riegeln?

Und wenn es so war – wo mochte das alles geschehen sein? Der Professor blätterte wieder zurück zu dem Bericht über Leonardos Tod und dem Grundriss der Burg, der ihm eben schon aufgefallen war – und seine Augen wurden sehr schmal, als er das kreuzförmige Zeichen an einer bestimmten Stelle des Plans entdeckte. Verliese jenseits der Grundmauern? Er schüttelte den Kopf. Wenn diese Räume existierten,

dann mussten sie unter dem Schlossgraben liegen. Kein neuerer Grundriss verzeichnete sie. Er selbst war schon öfter in dem großen Gewölbe hinter der Tür mit dem Wappen der Montagnes gewesen – nicht nur während des Kampfs gegen die Feuerdämonen, die dort gehaust hatten. Nie war ihm irgendetwas aufgefallen, das auf Geheimtüren und weitere Verliese hinwies – aber er gestand sich ein, dass er auch nie einen Grund gehabt hatte, gezielt danach zu suchen. Bill und Nicole hatten gesucht. Er wusste es plötzlich – wusste es, noch ehe er entdeckte, dass der Schlüssel zu der Wappentür nicht mehr im Safe lag. Seine Kopfhaut prickelte. Noch einmal überzeugte er sich davon, dass er den Schlüssel nicht etwa nur übersehen hatte, dann griff er nach der Schatulle mit dem silbernen Amulett, nahm es heraus und ließ die Kette des Talismans über seinen Kopf gleiten. Das Metall strahlte Wärme ab. Er spürte das leichte Brennen auf der Brust und grub die Zähne in die Unterlippe. Irgendein dämonischer Einfluss war wirksam. Eine Kraft, die ihren Ursprung innerhalb der Burgmauern haben musste – und die so stark war, dass sie ihn selbst hier in der Bibliothek erreichte.

Rasch wandte er sich ab.

Alles in ihm hatte sich gespannt, seine Nerven vibrierten, als er auf eines der Bücherregale zutrat. Die Geheimtür dahinter hatte er zufällig entdeckt – damals, während seiner ersten Tage auf Château Montagne, als er fast ein Opfer der Feuerdämonen geworden wäre.

Er brauchte nur das kleine Kruzifix zu drehen, das an einem der massiven Eichenbretter befestigt war. Knarrend und ächzend drehte sich das Regalsegment, gab eine dunkle Lücke frei, und Zamorra glitt hindurch und tastete nach seiner Taschenlampe, bevor er die steile Wendeltreppe hinunterstieg.

Minuten später erreichte er die Tür, die jahrhundertelang die dunklen, verfluchten Bezirke des Schlosses von den normalen Kellerräumen getrennt hatte.

Das Wappen der Montagnes mit Adler und Lilien…

Bannmale. Geheimnisvolle Zeichen, in das altersdunkle Holz geschnitzt.

Die Tür stand einen Spaltbreit offen, und Zamorra zögerte unmerklich, bevor er seinen Fuß über die Schwelle setzte. Erst nach ein paar Schritten wurde ihm plötzlich bewusst, dass das geheimnisvolle Brennen des Amuletts fast unmerklich nachließ. Hatte er sich geirrt? War er auf dem falschen Weg? Er glaubte es nicht – und zwei Minuten später bestätigte sich seine Vermutung.

Auch in der Wand, die er immer für die Außenmauer der Burg gehalten hatte, gab es eine Geheimtür.

Kein Zweifel – der Raum dahinter war unterhalb des Burggrabens ins Erdreich hineingebaut worden. Dünne Steinplatten, die den massiven

Bruchsteinquadern täuschend ähnlich sahen, hatten den Zugang getarnt. Hinter einer Art Flur lag die eigentliche Tür, die jetzt halb offenstand – und sieben schwere hölzerne Riegel und die Spuren von rotem Siegellack bewiesen, dass der Bericht aus der Chronik zumindest in diesem Punkt bis ins Detail zutraf.

Mit einem Schritt stand Zamorra auf der Schwelle und ließ den Lichtkegel kreisen.

Die geöffnete Truhe.

Gold, Edelsteine – der legendäre ›Stern des Morgenlandes‹, der alles andere überstrahlte.

Für einen Moment verharrte der Professor wie gebannt, geblendet, tief angerührt von der seltsamen Ausstrahlung dieses Kleinods – doch dann hob er den Kopf, weil etwas anderes seinen Blick mit magischer Gewalt anzog.

Das Bild über der Truhe!

Leonardo de Montagne, den man den »Schrecklichen« nannte…

Zamorra wusste nicht, dass das Gemälde noch vor kurzem eine blutige Schlacht gezeigt hatte. Jetzt waren im Hintergrund die Zelte eines Heerlagers am Rande der Wüste zu sehen. Kreuzbanner hoben sich vom blauen Himmel ab. Es gab Pferde und Trosswagen, es gab Männer in weißen, lang wallenden Mänteln und…

Zamorras Herzschlag stockte.

Er hatte die Szene etwas außerhalb des Heerlagers entdeckt. Rasch trat er näher, richtete die Taschenlampe auf die entsprechende Stelle des Bildes – und schlagartig wich das Blut aus seinem Gesicht.

Zwei Menschen, schutzlos der glühenden Sonne preisgegeben.

Zwei Menschen in der Kleidung des zwanzigsten Jahrhunderts!

Bill Fleming und Nicole Duval, die in der Mitte des Gemäldes gefesselt an einem Pfahl standen…

***

Zamorra brauchte ein paar Sekunden, um das Ungeheuerliche zu begreifen.

Schweiß bedeckte seine Stirn. Immer noch starrte er die gemalten Gestalten seiner Freunde an, und tief in ihm schienen die Worte aus der alten Chronik widerzuhallen:

»Verflucht sollst du sein und der Rache der Toten anheimfallen! Deine Seele soll keine Ruhe finden, bis der ›Stern des Morgenlandes‹ zurückkehrt ins Reich des Propheten. Schmachten soll deine Seele in Verdammung und Finsternis…«

Der Fluch des Kalifen hatte sich erfüllt.

Hier in diesem Verlies, in dem er den geraubten Stein aufbewahrte, war Leonardo de Montagne eines rätselhaften Todes gestorben.

Hier musste sich seine Seele, zu ewiger Ruhelosigkeit verdammt, in

den Dämon verwandelt haben, dessen Bildnis das Gemälde an der Wand zeigte. Jahrhundertelang hatte er hinter der versteckten, mit geweihten Siegeln verschlossenen Tür ein unheiliges Leben geführt.

Jahrhundertelang hatte er vergeblich auf seine Befreiung gewartet – und dann waren Bill und Nicole gekommen.

Sie hatten die Tür geöffnet, die geweihten Siegel gebrochen.

Sie waren in den Bann von Leonardos Dämon geraten – und er hatte sie hinübergesogen in jenes Gemälde, in eine andere Zeit und eine andere Welt.

Warum?

Zamorra presste die Lippen zusammen – er ahnte die Wahrheit.

Der Dämon wollte sich befreien von dem alten Fluch. Er war an seinen Platz gebannt, er konnte sich nicht selbst in jene längst vergangene Zeit versetzen, um in der Gestalt des lebenden Leonardo den ›Stern des Morgenlandes‹ seinem Besitzer zurückzugeben. Aber er konnte Menschen in seinen Bann ziehen, konnte sich ihrer als Werkzeuge bedienen. Das Bild musste eines jener seltenen, verborgenen Tore in eine andere Dimension sein, einer der geheimnisvollen Punkte, an denen die Zeitschranke aufgehoben war. Bill Fleming und Nicole Duval hatten dieses Tor durchschritten, hatten eine lange Reise gemacht in die Tiefe der Zeit, und jetzt…

Sie befanden sich in Gefahr.

Kein Zweifel, dass sie in die Gefangenschaft der Kreuzritter geraten waren und dass ihnen ein grässlicher Tod bevorstand.

Zamorras Rechte tastete nach dem Amulett, er spürte das leise Brennen – und jetzt erst sah er das Abbild des Talismans, das auf dem Gemälde um Leonardos Hals hing.

Es war, als entstehe von einer Sekunde zur anderen ein starkes Magnetfeld.

Zamorra nahm das Amulett ab, fast ohne es zu wissen. Es glänzte auf, strahlte, pendelte leicht hin und her. Da war ein Sog, eine Verbindung, eine Art unsichtbarer Energiestrahl zwischen dem Talisman und seinem Abbild. Wie unter einem Zwang ging der Professor auf das große Gemälde zu, blieb stehen – und hob die Hand, obwohl ihn in letzter Sekunde das Gefühl der Gefahr gleich einem Blitzstrahl durchzuckte.

Das Amulett pendelte.

Ganz kurz nur berührte es sein Abbild auf der Leinwand. Funken sprühten auf, etwas knisterte bedrohlich – und als der Talisman zurückschwang, hatte sich im Bruchteil von Sekunden eine Verwandlung vollzogen.

Das gemalte Amulett um Leonardos Hals schien plötzlich zu gespenstischem Leben zu erwachen.

Der Drudenfuß glitzerte auf, erstrahlte in reinem Silberglanz. Von der

Mitte her breitete sich das Leuchten aus, erfasste den Ring der Tierkreiszeichen, den äußeren Ring mit den geheimnisvollen Symbolen und Hieroglyphen – und in einem Gefühl tiefen Entsetzens wurde Zamorra bewusst, dass der Talisman in seiner eigenen Hand den Glanz verloren hatte und kalt und wie tot an der silbernen Kette hing.

Gelächter klang auf.

Ein wildes, teuflisches Gelächter das nicht von dieser Welt war…

Ganz langsam erwachte die Gestalt auf dem Bild zum Leben, drehte den Kopf, und der Blick des Dämons senkte sich wie eine Sonde in Zamorras Augen.

»Du hast mich befreit, Meister des Übersinnlichen«, dröhnte eine Stimme, die von überall gleichzeitig zu kommen schien. »Du hast mich befreit aus den Fesseln der Verbannung, du hast meinem Amulett die Kraft zurückgegeben, und diese Kraft ist stärker als der Bannfluch des Kalifen. Ich brauche sie nicht mehr, jene Erdenwürmer, die ich in die Zeit meines irdischen Lebens schickte. Niemals werden sie Leonardo de Montagne den ›Stern des Morgenlandes‹ entreißen, denn ich werde es zu verhindern wissen. Ich werde ihm beistehen, meinem anderen Ich aus der Vergangenheit. Ich werde…«

»Warum?« Zamorras Stimme klang heiser. Mit jeder Faser spürte er die Gefahr, spürte den Pesthauch des Bösen, der ihn aus dem dämonischen Bild anwehte. »Warum willst du verhindern, dass der Stein zu seinem Besitzer zurückkehrt? Du hast doch jahrhundertelang auf die Möglichkeit gewartet, den Fluch zu löschen! Es war dein Ziel…«

»Mein Ziel ist die Freiheit! Ich wollte die ewige Ruhe finden, weil mir die Freiheit für immer verwehrt schien. Jetzt ist es anders! Du hast sie mir geschenkt, diese Freiheit, Zamorra! Dein Amulett gab mir die Kraft, die Ketten zu sprengen und mein Gefängnis zu verlassen. Begreifst du nicht, dass alles anders ist – jetzt, da ich nicht mehr in dieses Bild gebannt bin? Begreifst du nicht, dass der Fluch des Kalifen jetzt keine Fessel mehr für mich ist? Begreifst du nicht, was er nun für mich bedeutet?«

»Ewiges Leben«, sagte Zamorra leise. »Und ewige Ruhelosigkeit…«

Erneut gellte das teuflische Gelächter. »Ich bin ein Dämon, Meister des Übersinnlichen! Der Fluch des Kalifen Achman hat mich dazu gemacht. Wenn der Fluch gelöst wird und der ›Stern des Morgenlandes‹ zu seinem Besitzer zurückkehrt, werde auch ich zurückkehren müssen in Leonardos Körper. Und wenn Leonardo stirbt, würde ich mit ihm sterben, würde hinübergehen ins Schattenreich der toten Seelen und nie mehr auf die Welt zurückkehren können. Aber ich will leben, Meister des Übersinnlichen! Jetzt, da du mich befreit hast, will ich leben!«

Zamorra stand wie erstarrt.
Seine Gedanken jagten sich. Wie ein Brandmal war die Erkenntnis in seinem Bewusstsein, dass er einem Dämon die Freiheit geschenkt und dass das Amulett diesmal eine schreckliche Gefahr heraufbeschworen hatte. Leonardo – oder besser Leonardos Dämon – war stärker als er, Zamorra; denn Leonardo war es, der sich jetzt der Macht des silbernen Talismans bedienen konnte. Der Professor starrte auf das Amulett in seiner Hand. Hatte es für immer seine Kraft verloren? Oder versagte es nur hier, nur gegen diese eine Ausgeburt der Finsternis? Zamorras Blick wanderte zurück zu dem Bild, zurück zu den gemalten Gestalten seiner Freunde, und der Gedanke an das Schicksal, das Bill und Nicole bevorstand, schien sich wie ein glühender Nagel in sein Gehirn zu bohren.
»Gib die beiden Menschen frei, die du benutzt hast«, sagte er heiser. »Du brauchst sie nicht mehr, also hole sie zurück und…«
»Nie werde ich sie freigeben! Ich werde sie zu meinen Sklaven machen in jener Zeit, in die auch ich jetzt gehe. Und du wirst mir nicht folgen können, Meister des Übersinnlichen. Wo meine Macht beginnt, da endet die deine, denn ich trug das Amulett schon vor dir! Ich schließe das Tor hinter mir. Es gibt keine Pforte mehr in der Schranke der Zeit. Und nie siehst du deine Freunde wieder…«
Bei den letzten Worten begann Leonardos Gestalt zu verblassen.
Und nicht nur Leonardo – das ganze Bild überzog sich mit einem dunstigen grauen Schleier. Die Zelte des Heerlagers, die Kreuzfahrer, die beiden winzigen Gestalten an dem Pfahl in der Sonne das alles schien aufgesogen zu werden und verschwand. Einen Moment lang sah es so aus, als walle Nebel über der gemalten Landschaft.
Dann löste sich auch der graue Schimmer auf, und nur noch die kahle, vom Alter dunkle Leinwand war in dem geschnitzten Goldrahmen zu sehen.
Zamorra hatte das Gefühl, als würge eine unsichtbare Schlinge an seiner Kehle.
Er trat auf das Bild zu.
Seine Finger zitterten, als er die Hand hob, mit dem Amulett die graue Leinwand berührte. Aber der silberne Talisman strahlte nicht, da war kein Weg, kein Nachgeben – und Zamorra wusste verzweifelt genau, dass sich das Tor nicht für ihn öffnen würde.
Aber er musste einen Weg finden, wenn er Nicole und Bill retten wollte.
Er musste! Musste!
Fieberhaft und verzweifelt arbeiteten seine Gedanken. Es gab noch andere Tore in jene unsichtbare Welt. Er wusste es, er hatte sie benutzt, er hatte die Schwelle jener anderen Dimension schon mehr als einmal hinter sich gelassen. In Island deckten Felsentrümmer das

geheimnisvolle Tor. Im Tempel des Dämonengottes Cochanoee hatten sich magische Linien an dem Punkt gekreuzt, der die Zeitschranke aufhob. Einmal war er durch einen Spiegel geschritten und…

Der Spiegel!

Er hing in einem Geisterschloss, von dem heute nur noch Ruinen existierten. Château des Aigles – die Adlerburg! Mit dem Amulett hatte Zamorra sie zum Leben erweckt, um die andere Dimension betreten zu können – und damals hatte er einen Führer gehabt, dessen Name ihn jetzt wie ein Stromstoß durchzuckte.[2]

Alban de Bayard…

Alban, der tote Kreuzritter, der in der Gruft unter der Burgruine das Schwert des Feuers hütete.

Er war ein Geist aus der Dimension des Lichts. Er war ein Kämpfer gewesen gegen die Mächte der Finsternis, genau wie Zamorra, und vielleicht würde er ihm auch diesmal helfen…

***

Bill Fleming keuchte vor Anstrengung.

»Wir schaffen es«, krächzte er. »Gleich habe ich den verdammten Strick los. Und dann…«

Bill verstummte, grub die Zähne in die Unterlippe und versuchte erneut, die Hände dicht an dem glatten Holzpfahl entlang aus den Fesseln zu zerren. Er versuchte es seit Stunden, genau wie Nicole, die völlig erschöpft an dem Pfahl hing. Längst hatte ihr die glühende Sonne den letzten Tropfen Feuchtigkeit aus dem Körper gesogen.

Sie wusste, dass ihre Kraft nicht reichte, und jetzt beschränkte sie sich darauf, das Heerlager der Kreuzritter im Auge zu behalten, um Bill rechtzeitig zu warnen, bevor jemand seine verzweifelten Bemühungen bemerken konnte.

Die Sonne stand rot im Westen, die Zelte und aufgepflanzten Banner warfen lange Schatten. Unruhe herrschte. Ab und zu trug der Wind Gemurmel herüber. Nicole sah das Schimmern von Brünnen und Schilden und spürte die kampfbereite Spannung, die über dem Lager hing. Das Bild war unwirklich, wie aus einem Traum. Aber sie hatte es schon zu lange vor Augen, um noch an seiner Realität zu zweifeln – und fast erschrocken registrierte sie, wie sehr ihr Denken und Fühlen schon von dieser Zeit, diesem Ort und der düsteren, schicksalsschweren Atmosphäre gefangen genommen wurde.

»Es wird bald dunkel«, flüsterte sie. »Ich glaube…«

Sie stockte abrupt.

Jäh gellte ein Schrei auf – irgendwo im Osten, jenseits der Hügel.

Hufschlag prasselte. In einer wirbelnden Staubwolke preschte ein Reiter heran, und während sich im Lager die leise Unruhe zu erregtem Summen steigerte, sprang der Wachtposten vor dem Feldherrnzelt aus

dem Sattel.
»Sie kommen, Herr!« Seine Stimme gellte. »Das Heer des Kalifen rückt an! Zweimal so viel wie die unseren sind es, und Achman selbst reitet an ihrer Spitze!«
»Wo sind sie? Wie lange Zeit bleibt uns noch?«
»Da, Herr! Du hörst schon die Trommeln, die Hörner…«
Dumpf rollte der Trommelwirbel über die Hügel. Noch war das Geschrei weit entfernt, noch war nicht einmal die Staubwolke der anrückenden Reiter zu sehen. Mit einer wilden Bewegung warf der Führer der Kreuzritter den weißen Mantel über seine Schultern, griff nach Schild und Schwert, die ihm gereicht wurden. Schnell und scharf gab er seine Befehle, wie ein Fels stand er im wirren Hin und Her des Aufbruchs, und neben sich hörte Nicole Bill Flemings Stimme, die fast andächtig den Namen flüsterte.
»Er ist es wirklich! Raymond Navarre…«
»Er wird geschlagen. Aber ich weiß nicht, ob es hier und jetzt geschieht.«
Gebannt beobachtete sie, wie sich das Heer der Kreuzfahrer formierte. Das ganze Tal schien zu brodeln vom Gemurmel der Männer, vom Schnauben der Pferde und halblaut hervorgestoßenen Befehlen. Waffen klirrten, in den aufdonnernden Hufschlag mischte sich das helle Klingen aneinanderstoßender Schilde. In wilder Jagd preschten die Ritter nach Osten – und als Nicole ihnen mit den Augen folgte, sah sie die aufwallende Staubwolke zwischen den Hügeln.
Das Heer des Kalifen!
Wie eine unheilvolle Flutwelle brach es aus dem Tal hervor, fächerte auseinander, ritt in breiter Front den fremden Eindringlingen entgegen. Das grüne Banner des Propheten flatterte, bunt schillerten Fahnen und Standarten, dröhnende Paukenschläge zerhackten das gellende Kriegsgeschrei. Nicole presste die Lippen zusammen. Für einen Moment sah es so aus, als würden die Kämpfer mit Urgewalt aufeinanderprallen – dann stockte plötzlich die Bewegung des Araberheers, und in voller Breite wurden die vordersten Pferde hochgerissen wie eine sich bäumende Woge.
Ein peitschender Befehl…
Kräftige Fäuste spannten Bogensehnen, ein Hagel von Pfeilen sirrte durch die Luft und senkte sich auf die angreifenden Gegner.
Schreie gellten, neue Befehle. Jäh wurden die kreuzgeschmückten Schilde hochgerissen, fanden sich zum schützenden Dach zusammen, und während die eisernen Spitzen der Pfeile darauf niederprasselten, wichen die Bogenschützen des Kalifen auseinander und preschten nach beiden Seiten davon.
Wie ein Keil löste sich ein Reitertrupp aus der Tiefe der Formation.
Schnell wie der Wind jagten die edlen Araberpferde dahin, stießen

auf das Kreuzfahrerheer zu, noch ehe die Ritter im Schutz ihrer Schilde bemerkten, dass der Pfeilhagel sie nur abgelenkt hatte.

Schwerter wurden geschwungen, hell klirrten Lanzen gegen die Brünnen. Tief bohrte sich der Keil des wilden Angriffs in die Reihen der Kreuzritter. Schon fluteten sie zurück, wollten zur Seite ausweichen und Raum gewinnen – da schossen von den Flanken her die Bogenschützen erneut ihre todbringenden Pfeile ab.

Keine Chance mehr für das Heer der Kreuzfahrer, sich aus der furchtbaren Klammer zu befreien.

Fasziniert sahen Nicole und Bill zu, wie sich die Gegner ineinander verbissen. Schwerter pfiffen. Pferde und Männer stürzten getroffen zu Boden, von Streichen gefällt oder Lanzen durchbohrt, und die Schreie Sterbender mischten sich mit qualvollem Wiehern. Eine Staubwolke stieg auf, schien das ganze entsetzliche, barbarische Getümmel in einen Schleier zu hüllen, den die Abendsonne glühend rot färbte – und schauernd sah Nicole, dass das Blut der Opfer buchstäblich den Boden tränkte.

»Himmel!«, flüsterte sie. »Das ist – unmenschlich, das ist…«

»Es ist menschlicher als unser moderner Bombenkrieg!« Verzweifelt zerrte Bill Fleming an den Fesseln, die sich fast schon gelockert hatten. »Es ist immer noch – ein Kampf – bei dem nur die fallen – die sich daran beteiligen! Es ist…«

Er stockte.

Mit einem letzten, wilden Ruck war es ihm gelungen, die Rechte freizubekommen.

Jetzt, da die Stricke lockerer saßen, schaffte er es auch mit der Linken, und Nicole seufzte auf vor Erleichterung, als sie beobachtete, wie der junge Historiker die restlichen Fesseln abschüttelte.

Minuten später war auch sie frei.

Immer noch tobte der Kampf, wogten Menschen und Pferde, wurden die Kreuzfahrer mehr und mehr in Richtung auf ihr Heerlager zurückgedrängt. Ein rotbärtiger Hüne führte eine Gruppe von der Flanke her gegen die Bogenschützen, Raymond Navarre hieb sich eine blutige Gasse hin zu der Stelle, wo nur das schwankende Kreuzbanner verriet, dass sich eine kleine Schar Verlorener in der Flut der Feinde behauptete. Mit gellendem Geschrei wogte Sekunden später die Nachhut des Kalifenheeres über den Hügel. Der Rotbärtige wurde abgeschnitten. Pfeile prasselten auf die kleine Gruppe herab, und Achmans Reiter fielen ihr in den Rücken. Für einen Moment schien inmitten der Schlacht ein noch wilderes, verbisseneres Getümmel auszubrechen – und dann stieg ein Verzweiflungsschrei aus vielen Kehlen in den roten Himmel.

»Navarre!«

»Raymond Navarre gefallen…«

»Wehe uns! – Wehe…«
Nicole fühlte sich am Arm gepackt, Bill zog sie hastig zur Seite.
Felsen nahmen sie auf, schützten sie gegen jede Sicht, während sie höher kletterten. Die Luft hallte wider vom Schlachtlärm – und als Bill Fleming vorsichtig über den Rand eines Steinblocks spähte, zuckte er jäh zusammen.
»Da!«, flüsterte er. »Schauen Sie sich das an, Nicole!«
Sie schob sich neben ihn.
Im ersten Moment konnte sie nur wallenden Staub, Bewegung und Lichtreflexe auf Schwertern und Schilden erkennen. Dann sah auch sie die kleine Gruppe der Ritter, die sich aus dem Kampfgetümmel gelöst hatten und dorthin preschten, wo keine anstürmenden Araber den Weg versperrten. Zwölf waren es. Zwölf Männer in schimmernden Rüstungen, wehenden Mänteln – und an ihrer Spitze jagte eine hoch gewachsene Gestalt, deren Schild unter dem breiten Querbalken des Kreuzes das Wappen mit Adler und Lilien führte.
Leonardo!
Leonardo de Montagne, der irgendwann später den Beinamen »der Schreckliche« bekommen sollte.
An der Spitze seiner Leute trieb er das Pferd einen Hügel hinauf, entfernte sich immer weiter von den kämpfenden Heeren – und blitzartig fielen Nicole wieder die Sätze aus der alten Chronik ein:
»In Leonardos Herz aber erwachte frevlerische Gier. Zwölf Getreue waren es, die ihm folgten. Sie trennten sich von den Kämpfenden, überließen die Tapferen einem schrecklichen Schicksal. Mordend und plündernd zogen sie durch den Palast und brachen die Siegel der Schatzkammer…«
»Er flieht!«, stieß Nicole hervor. »Genau wie es in der Chronik stand, Bill! Er zieht sich aus der Schlacht zurück, um den ›Stern des Morgenlandes‹ zu rauben.«
»Wenn sich die Chronisten da nur nicht geirrt haben!« Bill Fleming beobachtete die Gruppe aus schmalen, funkelnden Augen. »Schauen Sie es sich an, Nicole! Das ist keine Flucht – Leonardo zieht Verfolger auf sich, er schafft seinen Leuten Raum! Da drüben werden die Kreuzritter gleich zur Flanke durchbrechen! – Da! Jetzt! – Sie haben es geschafft, und ohne Leonardo wäre es ihnen nie gelungen, die Umzingelung zu sprengen.«
Nicole runzelte die Stirn.
Sie sah, dass es einem Häuflein Kreuzfahrern gelungen war, den Ring zu durchbrechen, sie sah, wie sie tief über die Hälse ihrer Pferde geduckt dahin jagten, um die Araber vom Rücken her anzugreifen. Gaspard Navarre war es, der sie führte, der Bruder Raymonds, doch das konnte Nicole nicht wissen. Ihr Blick glitt weiter – und dort, wo eben noch Achmans Krieger Leonardo de Montagne verfolgt hatten,

wirbelte jetzt nur noch eine Staubwolke zwischen den Hügeln.
»Aber er kommt nicht zurück, Bill! Er reitet zum Palast des Kalifen!«
»Ja«, murmelte Fleming. »Aber wer weiß, ob er es der Schätze wegen tut? Was wird passieren, wenn Achman erfährt, dass jemand in seiner Abwesenheit den Palast angreift?«
»Er wird zurückkehren und… Sie meinen, das alles ist nur Ablenkung, ein taktisches Manöver?«
»Ich weiß es nicht.« Bill hob die Schultern. »Ich weiß nur, dass die Kreuzfahrer verloren sind, wenn nicht ein Wunder geschieht – und vielleicht bewirkt Leonardo dieses Wunder. Wer will entscheiden, wann und wie er zu dem Menschen wurde, der dann den Beinamen ›der Schreckliche‹ führte?«
»Und wir, Bill? Was sollen wir tun? Ebenfalls den ›Stern des Morgenlandes‹ suchen?«
Für einen Moment blieb es still.
So still, wie es in einem von Kampflärm widerhallenden Tal überhaupt sein konnte…
Bill Fleming grub die Zähne in die Unterlippe, und fast erschrocken wurde er sich bewusst, dass er längst nicht mehr von Traum und Vision sprach, sondern diese unheimliche Szenerie voll Hass und Blut und Tod als das hinnahm, was sie war: als Wirklichkeit.
»Wir haben keine Wahl«, sagte er leise. »Wenn wir jemals wieder aus diesem… diesem Traum erwachen wollen, müssen wir tun, was der Dämon auf dem Bild von uns verlangt hat …«

***

Mitternacht…
Zamorra war allein, als er den Wagen stehen ließ und über den schmalen Fußweg den Hügel hinaufstieg, auf dessen Kuppe sich die Ruinen der Adlerburg vom Nachthimmel abhoben. Château des Aigles – die Heimat Alban de Bayards, der zu seinen Lebzeiten genauso gegen die Mächte der Finsternis gekämpft hatte, wie es Zamorra tat. In der Gruft unter der Burg lag das Skelett des Kreuzfahrers immer noch in seinem Sarg, und das Sehwert des Feuers, jene magische Waffe, die er geführt hatte, bewachte seine ewige Ruhe.
Albans Geist aber gehörte der Dimension des Lichts, und in jener anderen Welt kämpfte er immer noch gegen das Böse…
Zamorras Hand schloss sich um das Amulett, als er auf der Hügelkuppe zwischen den halb überwucherten Mauerresten verharrte.
Zwischen den Steinquadern ballte sich die Finsternis zu schwarzen Inseln, die Kapelle, die als einziger Gebäudeteil noch erhalten war und unter der die Gruft lag, schimmerte weiß und klar durch die Dunkelheit. Damals, bei seiner ersten Begegnung mit Alban de Bayard, war der Professor in diese Gruft hinabgestiegen. Er hatte erlebt, wie

sich der tote Kreuzfahrer aus seinem Sarg erhob, und er glaubte immer noch, die Worte des Geistes zu hören, die ihm den Weg in die andere Welt wiesen:

»Komm um Mitternacht auf die Burg der Adler! Wenn du mit dem Amulett viermal das Kreuz schlägst, in alle Richtungen der Windrose, und dann einen Stein zu deinen Füßen berührst, wird vor dir das Schloss erstehen, wie es früher war. Geh hinein! Im großen Saal wirst du zwölf Spiegel finden, aber nur einer dieser Spiegel zeigt dir dein Bild. Tritt hindurch! Jenseits des Spiegels beginnt die Welt, in der ich dich erwarte…« Würde Alban auch diesmal warten?

Würde er ihn führen, ihm helfen, seine Freunde wiederzufinden – irgendwo in der Tiefe der Zeit?

Und würde das Amulett überhaupt wirken, nachdem es dem gemalten Abbild auf der Brust des Dämons Leonardo de Montagne seine Kraft geliehen hatte?

Zamorra wusste es nicht. Er spürte die Wärme des Metalls, sah den reinen, sprühenden Silberglanz, doch er war seiner Sache nicht sicher. Gebannt beobachtete er den Sekundenzeiger der Uhr. Als er umsprang auf Mitternacht, hob Zamorra die Hand, beschrieb viermal hintereinander das uralte, magische Zeichen des Kreuzes. Dann bückte er sich, berührte mit dem silbernen Talisman den Steinquader zu seinen Füßen – und wieder war es wie damals, als er dies alles schon einmal erlebt hatte.

Der Stein begann von innen her zu leuchten.

Silbern glänzte er auf – und der Silberglanz breitete sich aus, floss über Büsche, wisperndes Gras und Mauerreste, warf seinen Schleier wie schimmerndes Mondlicht über die Ruinen. Ein seltsames Singen hing plötzlich in der Luft, ein Raunen wie von leisen, murmelnden Stimmen. Gleichzeitig bewegten sich die leuchtenden Steine, begannen zu wachsen. Wie eine Vision aus einem Traum erhob sich Château des Aigles vor Zamorras staunenden Augen, hell schimmerten Türme und Zinnen, als seien sie nicht aus Stein, sondern aus reinem Licht geformt, und nur ganz allmählich begann der Glanz zu verblassen.

Zamorra atmete tief.

Wieder stand er im Hof der Adlerburg, die vor Jahrhunderten in Trümmer gesunken war und die weiße Magie für kurze Zeit zu neuem Leben erweckt hatte. Wieder hörte er die leise Musik, die wispernden Stimmen, wieder nahm er das geheimnisvoll huschende Leben in den alten Mauern wahr. Leises Lachen von Frauenstimmen. Wehende Schleier auf dem Söller, eine schmale weiße Hand, die ihm zuwinkte und verschwand. Hell klang eine Fiedel auf. Und leiser, dunkel wie eine Ahnung kommenden Unheils, erzählte die Stimme des Sängers vom geschlagenen Kreuzfahrerheer und von den Seelen der toten

Ritter, die übers Meer nach Avalon segeln…

Fast gewaltsam musste Zamorra die Verzauberung abschütteln, in die ihn die Erscheinung eingesponnen hatte.

Langsam schritt er auf das Tor der Dürnitz zu. In seiner Halterung schimmerte der eiserne Löwenkopf, den er noch in Erinnerung hatte. Seine Rechte schloss sich um das Metall, dreimal schlug er gegen das Holz – und kaum dass die dumpfen Schläge verhallt waren, schwangen die Flügel des Tores zurück wie von Geisterhand bewegt.

In unwirklich glänzendem Kerzenlicht lag die Halle der Burg vor Zamorra. Alban de Bayard saß auf dem Hochsitz, in lang wallender Suckenie und tiefblauem Tasselmantel, einen schmalen Goldreif im dunklen, auf die Schultern fallenden Haar. An langen Tafeln tranken und lachten die Ritter. Der Fiedler sang, strich über die Saiten – und immer noch war es die dunkle, getragene Melodie der Totenklage.

Niemand blickte auf, niemand bemerkte den Fremdling, der langsam durch die Halle auf einen der zwölf gewölbten Spiegel zuschritt. Zamorra wusste, dass sie ihn nicht sehen konnten. Schon einmal war er hier gewesen, ein unsichtbarer Gast aus einer anderen Zeit. Dies war nicht Wirklichkeit, dies war das geisterhafte Fest, das Alban und seine Getreuen seit Jahrhunderten feierten. Und dennoch war es Zamorra, als hätten sie ihn erwartet, als wüssten sie um sein Ziel in jener fernen Zeit. Vor dem Spiegel blieb er stehen, und einen Moment lang lauschte er den Worten des Sängers, die ihm wie eine Prophezeiung erschienen:

»Da strahlte die Sonne rot wie Blut. Da starb manch edler Recken Mut. Geschlagen und verdorben zogen sie hin zum Meer. Und nimmer kehrt wieder das graue Heer…«

Das graue Heer – waren es die Seelen der Kreuzfahrer, die irgendwo unter der Sonne eines fremden Landes in den Tod zogen? Zamorra schauerte. Er wusste, dass es eine gefährliche Reise war, die er antrat, dass es sehr leicht eine Reise ohne Wiederkehr werden konnte.

Aber er dachte an Bill und Nicole, die irgendwo in der Tiefe der Zeit verirrt waren, er dachte an den Dämon, dessen teuflisches Lachen er noch zu hören glaubte, und seine Finger zitterten nicht, als er die Hand hob und den magischen Spiegel berührte.

Kein Widerstand…

Wie flüssiges Quecksilber gab die Oberfläche des Spiegels nach.

Zamorras Hände tauchten hinein, er machte einen Schritt – und trat über die Schwelle. Vor ihm lag immer noch der Rittersaal, lag das gleiche Bild, das eben der Spiegel zurückgeworfen hatte. Aber jetzt befand sich dieser magische Spiegel in seinem Rücken, er hatte die Welt der Realität verlassen, in der die Adlerburg nur ein durch Magie beschworenes Trugbild war, und als er sich bewegte, tat er die ersten Schritte in die Dimension, in der Zeit nicht zählte und Geister,

Dämonen und tote Seelen herrschten.

Die Gestalten an der langen Tafel verblassten.

Dunkel und klagend verklang die Fiedel, der Spielmann verneigte sich, als wolle er seinen Gruß entbieten, bevor er verschwand. Nur Alban de Bayard blieb sichtbar, genau wie damals. Langsam erhob er sich, kam von dem erhöhten Thronsitz herunter, und ein Lächeln erhellte seine edlen, männlichen Züge.

»Sei gegrüßt, mein Freund!« Seine Stimme klang voll und dunkel.

»Lange ist es her, seit wir uns hier trafen. Das Schwert des Feuers brachtest du mir zurück, ohne dass meine Seele der Verdammnis anheimgefallen wäre, und immer noch trage ich es an meiner Seite. Nie endet der Kampf! Nicht für dich, nicht für mich…«

»Ich komme, um deine Hilfe zu erbitten, Alban«, sagte Zamorra leise.

»Sprich nicht, mein Freund! Weit sehen die Augen der Toten, und laut klang die Botschaft durch die Dimensionen des Lichts und der Finsternis. Der unselige Geist Leonardos zerbrach die Fesseln, in die Achmans Fluch ihn legte. Sein war das Amulett des Merlin, dessen Kraft er missbrauchte, und sein ist es wieder, da du ihm die Kraft zurückgabst. Weh uns, Zamorra, und weh dem geweihten Silber! Denn wenn du dem Dämon in seiner Zeit gegenübertrittst, wird er es sein, der über die Macht des Amuletts gebietet.«

»Und dennoch muss ich es versuchen«, sagte Zamorra gepresst.

Alban neigte den Kopf. »Ich weiß, mein Freund. Ich werde mit dir kommen und dich führen. Ich werde neben dir kämpfen, um deine Freunde zu retten und das Amulett zurückzugewinnen für die Welt des Guten. Damals half uns Merlins Talisman, den Mächten der Finsternis das Schwert des Feuers zu entreißen. Diesmal muss uns das Schwert helfen im Kampf um das Amulett. Komm mit, mein Freund…«

Er wandte sich um.

Langsam griff er zu dem weißen Kreuzfahrermantel und warf ihn um seine Schultern. Gemessen schritt er zum Tor, das sich vor ihm öffnete. Zamorra folgte ihm – und wieder lag vor seinen Augen jene fremde Welt, die nichts mehr gemein hatte mit dem Hof der Adlerburg und den dunklen Hügeln.

Ein blutroter Himmel spannte sich über schwarzen, einsamen Felsen.

Endlos dehnte sich das Meer, grau und zerrissen. Und wieder lag an der schmalen Felsenrampe das Boot mit dem weißen Segel, das Zamorra schon kannte.

»Wohin fahren wir, Alban?«, fragte er leise.

Der Kreuzritter lächelte.

»Nach Avalon segeln wir, mein Freund – wie damals. Aber diesmal wird das Meer ruhig sein, diesmal werden die Ungeheuer der Tiefe schweigen und die Sturmgeister nicht gegen uns aufstehen. Ein Größerer als wir gebietet ihnen, ein Größerer wird uns schützen.«

»Ein Größerer?«

Alban nickte. Sein Blick schien sich in der Ferne zu verlieren, und seine Stimme klang dunkel und leise.

»Das Amulett des Merlin, Zamorra! Das Amulett, das die letzten Hüter des heiligen Grals trugen! Nach Jahrhunderten ist es wieder in die Hand eines bösen Dämons gefallen, und Trauer und Zorn herrschen in den Dimensionen des Lichts. Merlin, der Zauberer, stand auf in seinem Reich und rief die Geister der Tafelrunde zum Rat. Merlin selbst ist es, der auf Avalon wartet und seine Hand über uns hält…«

***

Glutrot leuchteten die Kuppeln des Kalifenpalastes in der Abendsonne.

Schwerter klirrten. Schreie gellten in den schattigen Innenhöfen, der Kampflärm schien jeden Winkel des Gebäudes zu füllen. Wie gebannt kauerten Bill und Nicole zwischen den Zedern auf dem Hügel – die Ausläufer der glühenden Wüste in ihrem Rücken und vor sich die grüne Insel um den Palast. Sie beobachteten die Knechte in ihren weißen Burnussen, die schreiend ins Freie flohen, die Krieger in bunten, prachtvoll bestickten Gewändern, die zwischen Rundbögen und Säulengängen erbitterten Widerstand leisteten. Blut floss auf die weißen Marmorstufen. Wie ein Sturmwind brauste die kleine Gruppe von Leonardos Gefolgsleuten durch den Palast, besessen von einer Wut, die alles hinwegfegte, was sich ihnen entgegenstellte.

War es die Gier nach Geld, die sie trieb? War es der Gedanke an die verzweifelte Lage ihrer Brüder, denen in der tödlichen Umzingelung von Achmans Kriegern die Vernichtung drohte? »Gott will es!«, gellten ihre heiseren Stimmen – der alte Schlachtruf der Kreuzfahrer. Einen heiligen Kampf glaubten sie zu führen, einen Kampf gegen die Feinde ihrer Religion – und doch wüteten sie dort unten wie die leibhaftigen Teufel.

Nicole schloss die Augen. Am liebsten hätte sie auch ihre Ohren verschlossen, in denen die Schreie der Verwundeten und Sterbenden widerhallten. Erst als Bill sie am Arm packte, hob sie wieder die Lider.

»Da!«, flüsterte er. »Boten reiten in die Wüste! Sie werden Achman berichten, dass sein Palast verwüstet wird. Er wird zurückkehren…«

»Und das ist die Rettung für das Kreuzfahrerheer?«

»Wenn es überhaupt noch eine Rettung gibt – ja! Leonardo wird mit seinen Leuten und dem Schatz des Kalifen entkommen. Wir wissen es, Nicole! Er konnte es nicht wissen, er musste damit rechnen, zu verlieren und niedergemacht zu werden. Was er mit seinen paar Mann unternommen hat, war jedenfalls nicht der Verrat, als den es die Chronik deutet.«

Nicole schauerte leicht.
»Seltsam«, murmelte sie. »Das Gute und das Böse – wie nah es oft zusammenliegt!«
»Vielleicht war es wirklich dieser Schatz, der Leonardo am Ende blendete. Oder vielleicht war es der Krieg, dieser barbarische Kampf, das Blutvergießen. Irgendetwas hat den Mann da unten spä- ter zu einem Teufel in Menschengestalt gemacht. Ich möchte mit ihm reden…«
Nicole sah ihn an. »Ist das Ihr Ernst, Bill?«
»Ich weiß nicht.« Er zuckte die Achseln. »Wir sind hier. Wir sehen etwas, das kein anderer Mensch unserer Zeit gesehen hat, und wir sehen es so, wie es wirklich war, nicht wie es später aufgeschrieben wurde. Ich möchte es begreifen.«
»Und was sollen wir tun, Bill? Es geht immer noch um den ›Stern des Morgenlandes‹. Was können wir überhaupt tun?«
Bill Fleming atmete tief. Sein Blick hing an dem vom Kampflärm erfüllten Palast tief unter ihnen.
»Warten«, sagte er leise. »Beobachten! Etwas anderes bleibt uns im Augenblick gar nicht übrig…«

***

Avalon…
Insel der Feen, Heimat Merlins, wo tief in den Grotten des Zauberbergs die Ritter der Tafelrunde beim geisterhaften Festmahl saßen.
Schimmernd wie Perlen ragten die Felsen aus dem grauen, windgepeitschten Meer. Über der Insel verwandelte ein unirdisches Leuchten den glutroten Himmel in Gold, und leiser, fast unhörbarer Gesang von feinen Stimmen schien herüberzuklingen. Immer noch heulten die Windsbräute, blähte fauchend der Sturm das weiße Lateinersegel. Höher gingen die Wogen, wie weiße Arme schlugen die Gischtkämme nach dem kleinen Boot. Es ächzte, tanzte gleich einer Nussschale vor dem Wind. Weiß zuckten Blitze über den Himmel, der Donner übertönte die rauen Vogelschreie, und für einen Moment hatte Zamorra das Gefühl, als seien alle Elemente aufgestanden, um das leichte Fahrzeug zu zerschmettern.
Alban de Bayard stand aufrecht am Mast. Der weiße Kreuzfahrermantel flatterte.
»Schau!«, rief er.
Sein Arm wies hinüber zu der Insel im Dunst – und da sah auch Zamorra die große Gestalt, die hoch oben auf einem der perlmuttglänzenden Felsen stand und um deren Schultern sich ein Mantel aus buntem, glänzendem Gefieder bauschte.
Merlin!

Merlin, der Zauberer! Von Satan selbst mit einer reinen Jungfrau gezeugt, ein Herrscher in jenem Zwischenreich, den letzten Gralshütern verschworen und Herr auch über das Erbe des Bösen in seiner eigenen Seele. Er war es! Zamorra wusste es, spürte es förmlich, ohne dass seine Begleiter es ihm hätten sagen müssen. Gebannt hing sein Blick an der hohen Gestalt, an dem langen, grauen Bart, dem schlohweißen Haar, das im Wind flatterte. Merlin selbst war aus der Tiefe seines Berges emporgestiegen. Hoch schwang er den Stab in seiner Hand, als wolle er den Wogen gebieten, und seine Stimme hallte laut über das graue, windgepeitschte Meer.

»Haltet ein, ihr Dämonen der Lüfte! Schweigen gebiete ich euch, ihr Wächter Avalons, ihr Unholde der Tiefe! Zu früh ging ich zur Ruhe. Einmal noch erhebe ich meine Stimme, einmal noch gebiete ich meinem Heer, auf dass kein Unheil geschehe durch jenes Kleinod, das ich mit eigener Hand aus geweihtem Silber schmiedete, um dem Bösen zu wehren. Frieden wird sein auf Avalon! Kein Wesen wird sich erheben gegen die Fremden, die in guter Absicht kamen. Der sprechenden Quelle gebiete ich, ihnen Antwort zu geben, und wenn sie das heilige Wasser trinken, wird Merlins Zauber sie sicher an ihr Ziel geleiten. Seid willkommen, ihr Fremden aus fremder Zeit! Merlin ist mit euch…«

Wie der Widerhall fernen Donners verklang die Stimme. Und mit der Stimme schien auch der Sturm zu ersterben, glätteten sich die Wogen, stoben die schwarzen Vögel davon, die wie große Schatten unter dem roten Himmel gekreist hatten. Sanfter Wind trieb das Boot auf den Strand zu, eine Woge hob es sicher auf den weißen Sand. Nichts wies mehr auf irgendeine Gefahr hin – und Zamorra glaubte fast körperlich zu spüren, wie die Aura des Fremden, Bedrohlichen um sie zurückwich.

Neben Alban de Bayard schritt er über den Strand auf den Waldsaum zu, aus dessen Schatten fremdartige Blüten leuchteten.

Ein leises Singen hing in der Luft. Gestalten huschten, unruhig wisperten Stimmen. Waren das Feen, deren Gewänder nebelgleich durch das Dickicht wehten und verschwanden, ehe der Blick sie fassen konnte? Bewegten sich Schatten über das sprudelnde Wasser zwischen den Felsen – oder badeten Quellennymphen? Gras raschelte im Wind wie Harfenklänge, Musik erhob sich, die tief aus dem Berg zu kommen schien. Selbst Alban verharrte einen Moment, neigte den Kopf und lauschte.

»Merlins Reich ist erwacht«, sagte er leise. »Verlassen kann er es nicht, denn er ist Avalons Hüter. Doch er ist auch Avalons Herrscher: Was immer geschieht – hier in Merlins Reich wird das Amulett nicht versagen…«

Zamorra nickte nur.

Wie im Traum ging er weiter, folgte dem Weg durch die Felsen, bis vor ihm jäh der Höhleneingang klaffte, den er schon kannte. Ein steinerner Bogen überspannte ihn, der Gang dahinter lag in geheimnisvoll phosphoreszierendem Schimmer. Der Kreuzritter ging voran. Immer tiefer führte der Tunnel mit den glimmernden Wänden in den Berg hinein. Merlins Berg? Jenes geheimnisvolle Felsenschloss, in dem immer noch die Geister von Toten den verschollenen Gral hüteten? Zamorra wusste es nicht – und genau wie damals bei seinem ersten Besuch auf Avalon schien ihm der Weg kein Ende zu nehmen, bis sich plötzlich die Grotte mit der sprechenden Quelle vor ihm öffnete.

Felsen wie schwarzer Marmor.

Schwarz wie die Felsen das Wasser, dessen glatter Spiegel nichts von der unergründlichen Tiefe verriet…

Ganz langsam, wie ein Schlafwandler beugte Zamorra sich nieder, löste das Amulett von seinem Hals, berührte vorsichtig mit dem Talisman das dunkle Wasser – und vor seinen Augen setzte die Verwandlung ein, die er schon, einmal erlebt hatte.

Das Amulett strahlte auf.

Wie eine Wolke umfloss das silberne Leuchten den Talisman, breitete sich aus, verwandelte die dunkle Wasserfläche in einen glänzenden Spiegel. Einen Spiegel, der nicht die Gesichter derer zurückwarf, die hineinblickten! Ein dunkles Oval tauchte auf. Schlohweißes Haar, ein lang wallender Bart, wie aus Baumrinde geschnitzte Züge mit Augen, die dem Grau des Meeres glichen. Merlins Gesicht war es – und Merlins dunkle, raunende Stimme: »Trinkt das Wasser der Quelle! Zu den Kreuzfahrern wollt ihr, ins Land der Kalifen, und ich werde euch sicher geleiten. Mein Reich kann ich nicht verlassen, so wenig wie Alban es kann. Wenn du in jener anderen Zeit die Schwelle zur Wirklichkeit überschreitest, Zamorra, wirst du allein sein, denn nur dem Teufel verschworene Dämonen vermögen ihrer Dimension zu entfliehen. Meine guten Wünsche begleiten dich, Meister des Übersinnlichen! Zu helfen vermag ich dir nicht in deinem Kampf, aber ein letztes Geschenk kann ich dir machen, das an deinem Ziel auf dich wartet. Nachtwind ist es. Der Rappe, auf dem Merlin einst an der Seite König Arthurs ritt…«

Die Stimme verklang.

Immer noch strahlte das Wasser der Quelle in reinem Silberglanz, als habe es sie nie gegeben. Zamorra atmete tief und blickte zu Alban hinüber.

Der Kreuzfahrer lächelte.

»Trinken wir«, sagte er ruhig. »Beginnen wir die Reise! Das Amulett, das Schwert des Feuers und Merlins Rappe – wer wäre besser gerüstet?«

Ruhig beugte er sich nieder, schöpfte Wasser in der hohlen Hand und führte es an die Lippen.
Und auch diesmal folgte Zamorra schweigend seinem Beispiel…

***

Flammen loderten in den Himmel. Voller Entsetzen trug der Schrei aus vielen Kehlen herüber: ein Wort, das Bill und Nicole nicht verstanden, weil sie die Sprache nicht kannten, und doch wussten sie, dass es »Feuer« beißen musste. Der Palast des Kalifen brannte.
Rauch wälzte sich durch Arkaden und marmorgepflasterte Höfe.
Schon drohte der Brand auf die Hauptgebäude überzuspringen, und mit dem Mut der Verzweiflung hielten die Fliehenden inne und stürzten zum Palast zurück, um zu versuchen, ihn vor den Flammen zu retten.
Mit wehenden weißen Mänteln jagten die Kreuzfahrer durch das bogenüberspannte Tor.
Leonardo ritt an der Spitze. Etwas funkelte in seiner Rechten – ein Kleinod, das seine Faust wie eine Kralle umspannte. Hinten am Kürisssattel, auf dem schimmernden Gelieger, das die Kruppe seines Schimmels schützte, hatte er die kleine schwarze Schatztruhe befestigt. Bill und Nicole erkannten sie sofort – und schweigend starrten sie den Rittern nach, die in wilder Jagd hinaus in die Wüste preschten.
»Und jetzt?«, fragte Nicole.
»Wir müssen ihnen folgen. Der Teufel mag wissen, was mit der Hauptstreitmacht der Kreuzritter passiert ist – ihr Heerlager jedenfalls dürften wir kaum mehr am alten Platz finden.«
»Leonardo reitet in die Wüste. Ob das eine Abkürzung ist?«
»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich keine Lust habe, mich ohne Wasser und ohne Hilfsmittel auf seine Fährte zu setzen. Wir nehmen den Weg durch die Hügel genau wie vorher.«
Nicole ließ die Schultern sinken und nickte.
Ihr Blick glitt über den brennenden Palast, über die weite Sandfläche, die sich im dunstig roten Halbdämmer verlor. Nur noch Minuten, dann würde die Nacht kommen. Eine Nacht am Rande der Wüste, in einem fremden Land und einer anderen Zeit. Gab es überhaupt eine Chance, je wieder hier herauszufinden? Selbst wenn sie es schafften, den Willen des Dämons zu erfüllen und den ›Stern des Morgenlandes‹ wieder an seinen Platz zu bringen – würde es einen Weg zurück geben? Hatte jene schreckliche Gestalt auf dem Bild im Kellergewölbe von Château Montagne dann überhaupt noch einen Grund, ihnen zu helfen, oder…
Ihre Gedanken stockten.
Es war sinnlos, zu grübeln, sie wusste es. Genauso wie sie wusste,

dass Bill und sie allein auf sich gestellt verloren waren. Nicoles ganze Hoffnung richtete sich auf Zamorra. Er würde das Buch am Kamin finden, wenn er zurückkam. Er würde das geheime Verlies, die Schatztruhe und das Bild entdecken – und vielleicht gelang es ihm, den in das Gemälde verbannten Dämon Leonardo de Montagnes zu bezwingen.

Nicole richtete sich auf, folgte Bill den Hang hinunter.

Sie schlugen einen Bogen um den immer noch brennenden Palast.

Ein flacher Hügelrücken deckte sie, zu ihrer Linken dehnten sich die Ausläufer der Wüste. Tiefrot sank der Sonnenball im Westen, tauchte eine wirbelnde Staubwolke in feurige Glut und…

Hufschlag!

Erst viel zu spät nahmen sie ihn wahr, da der Wind von Osten wehte. Förmlich von einer Sekunde zur anderen schien die Erde zu dröhnen unter dem stampfenden Tritt unzähliger Pferde. Fackelschein flackerte auf, wie ein Orkan brauste es heran – und Bill Fleming blieb stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer gelaufen.

»Das Heer des Kalifen!«, stieß er hervor. »Verdammt, wir müssen uns verstecken, wir…«

»Zu spät!«, flüsterte Nicole.

Sie hatte gesehen, wie die ersten Reiter ihre Pferde zurückrissen.

Stimmen schrien, ein paar knappe Befehle flogen hin und her – und dann löste sich ein halbes Dutzend einzelner Krieger aus der Horde, die in voller Karriere in Richtung auf den Palast weiterpreschte.

»Weg!«, zischte Bill. »In die Felsen! Vielleicht haben wir eine Chance, wenn wir sie zwingen, die Pferde zurückzulassen…«

Er packte Nicole am Arm. Mit wenigen Sprüngen liefen sie den Hang hinauf, tauchten in den tiefen Schatten zwischen hochragenden Felsen – aber sie wussten nur zu gut, dass ihnen das auf die Dauer nicht viel nützen würde…

***

Dunkelheit…

Eine lange Reise durch endlose Räume, durch Dimensionen, in denen das Bewusstsein auf sich selbst zurückgeworfen war, in denen es nichts gab, was die Sinne wahrnehmen konnten. Zamorra sah nicht, hörte nicht, fühlte nicht. Er wusste, dass er unterwegs war, dass er noch existierte, obwohl ihm jede Verbindung zur Wirklichkeit zu entgleiten drohte. Verzweifelt klammerte er sich an die Erinnerung. Nicole! Bill! Leonardo! Er glaubte die Namen zu schreien, wieder und wieder, und doch kam kein Laut über seine Lippen und schlug kein Geräusch an sein Ohr.

Verrann Zeit?

Minuten oder Ewigkeiten? Jahrhunderte?

Zeit bedeutete nichts. Die Schranke war aufgehoben, das Bewusstsein taumelte ohne Halt durch jene Dimension, die das Gegenteil des Seins war und dennoch existierte. Einen Schwindel erregenden Augenblick lang tauchte Zamorras Geist in eine Art Sog, in wirbelnde Schwärze – und als die Woge zurückwich, schien sich die Welt um ihn ganz langsam wieder zusammenzufügen wie ein Mosaik aus winzigen Steinchen.

Leichter Wind kühlte seine Haut.

Er nahm Brandgeruch wahr, fernes Prasseln wie von vielen Hufen, und er hörte ein helles Klirren von Metall auf Stein, das er nicht zu deuten vermochte. Als er die Augen öffnete, sah er das Blinken von Sternen über sich. Mondlicht übergoss das Land mit einem silbernen Schleier – ein Land, das er nicht kannte. Weit dehnten sich die Ausläufer der Wüste ringsum, rot glomm jenseits einer Hügelkette der Widerschein von Feuer, und irgendwo in der Nähe klirrten Waffen und bewegten sich unruhige Schatten in einem Felsengewirr.

Zamorra wandte den Kopf.

Alban de Bayard stand neben ihm, den Kreuzfahrermantel über den Schultern. Der Griff des Schwertes schimmerte an seiner Hüfte, in dem dunklen, gewellten Haar funkelte der Goldreif. Ruhig blickte der Ritter in die Runde – und Zamorra begriff, dass sie sich an irgendeinem magischen Punkt befinden mussten, der noch dem Dämonenreich angehörte, weil er Albans Gestalt sonst nicht hätte sehen können.

Ein Plateau war es, wie ihm ein Blick zeigte.

Eine Pyramide am Rand der Wüste, aus mächtigen, hell schimmernden Steinquadern zusammengefügt. Ein kaum sichtbarer opalisierender Schimmer umgab wie eine Aura den Platz. Zamorra sah die sich überschneidenden Linien zu seinen Füßen, und er wusste dass auch dies eines der Tore in der Schranke der Zeit war, die den wenigen Eingeweihten den Eintritt in eine andere Welt ermöglichten.

»Hier muss ich dich verlassen, Zamorra«, sagte Alban neben ihm ruhig. »Mein Geist kann seine Dimension nicht verlassen. Zurückkehren in die Welt können Wesen meiner Art nur, wenn sie sich mit dem Teufel verbünden. Deine Freunde sind hier, ganz in der Nähe – ich spüre den Hauch aus einer fremden Zeit. Ich spüre auch Leonardos unseligen Geist, doch nicht er ist es, der sie bedroht. Hörst du die Waffen klirren? Siehst du die Schatten der Krieger, die ihre Opfer suchen? Hier, nimm das Schwert – möge es dich schützen, wie es mich schützt! Deine menschlichen Gegner wird es bannen, sobald du sie damit berührst. Aber ich weiß nicht, ob es dir gehorchen wird gegen Merlins Amulett in der Hand eines bösen Dämons.«

»Du glaubst, der Dämon hat von Leonardo de Montagnes Körper Besitz ergriffen?«

»Ich glaube es. Er wird seinem anderen Ich beistehen, damit der

Fluch nicht gelöst wird, dem er sein unheiliges Leben verdankt. Versuche dein Glück, Meister des Übersinnlichen! Ich werde dich hier erwarten – und dort unten in der Dunkelheit erwartet dich Nachtwind, der Rappe Merlins…«

Zamorra neigte den Kopf.

Aus Albans Hand nahm er die Scheide mit dem Schwert entgegen, deren Gurt er um seine Hüfte schlang. Sein Blick glitt zu den Hügeln hinüber, zu den aufgetürmten Felsen, zwischen denen waffenklirrende Gestalten nach Bill und Nicole suchten. Rasch stieg er die Stufen der Pyramide hinab, und erst an ihrem Fuß sah er noch einmal über die Schulter.

Er konnte das Plateau erkennen, die Steinquader, die hoch aufgerichtete Gestalt.

Aber das Bild war seltsam unwirklich, durchscheinend, wirkte wie eine blasse Projektion im Mondlicht – und Zamorra wusste, dass es genauso wenig real war wie die Vision der strahlenden, wehrhaften Adlerburg, durch deren Tore er jene andere Welt betreten hatte.

Ein leises Schnauben ließ ihn den Kopf wenden.

Sekundenlang kniff er die Augen zusammen – dann sah er das große, nachtschwarze Pferd, das dicht neben ihm aufgetaucht war wie aus dem Boden gewachsen und unruhig den Sand scharrte. Der Rappe Merlins? Ein Geisterpferd? Es trug keinen Sattel und kein Zaumzeug, die Hufe glitzerten wie Silber im Mondlicht. Mit einem hellen Wiehern warf das Tier den Kopf hoch, dann neigte es ihn, erstarrte förmlich – und Zamorra trat zögernd näher und griff in die dichte Mähne.

Sekunden später saß er sicher auf dem Rücken des riesigen Rappen.

Schnell und lautlos jagte das Tier dahin – als berührten die silbernen Hufe nicht den Boden. Wind peitschte Zamorras Gesicht, irgendwo vor ihm schrien jetzt triumphierende Stimmen durcheinander. Zamorra begriff, dass ihn das unheimliche Pferde ganz von selbst in die Richtung trug, in die er wollte – und als das Tier wenig später am Fuß des Hügels verharrte, konnte er zwischen den Felsen ein halbes Dutzend schattenhafter Gestalten sehen.

Dunkelhäutige Krieger in bunt geschmückten Helmen, mit Krummsäbeln und Lanzen bewaffnet. Ihre Pferde hatten sie irgendwo zurückgelassen, Beinschienen und bunte, fremdartige Schilde klirrten. Zwischen sich, von Lanzenspitzen bedroht, trieben sie zwei Menschen über den Hang – und Zamorra brauchte nur einen einzigen Blick, um Bill und Nicole zu erkennen.

Die beiden sahen ihn fast in der gleichen Sekunde.

»Zamorra!« Nicoles verzweifelter Aufschrei gellte ihm entgegen.

Bill zuckte zusammen. Mit einer wilden, fast reflexhaften Bewegung gelang es ihm, sich loszureißen, und die Männer des Kalifen wandten wie auf ein geheimes Kommando die Köpfe.

Zamorra glitt vom Pferd.
In einem Winkel seines Hirns registrierte er, dass es eine groteske Szene sein musste: Ein Europäer in der Kleidung des 20. Jahrhunderts, auf einem ungesattelten Rappen, mit einem riesigen Schwert an der Seite. Die Araber starrten ihn an wie eine Geistererscheinung.
Inständig hoffte er, dass es genau das war, wofür sie ihn hielten, dass Furcht sie zurücktreiben würde – aber kaum hatte er den ersten Schritt gemacht, da flogen bereits die mörderischen Krummsäbel aus den Scheiden.
Ein wilder Schrei brach über die Lippen des ersten Angreifers.
Wie ein Panther sprang er heran. Zamorra zog das Schwert, er hatte gar keine andere Wahl – und er klammerte sich verzweifelt an die Prophezeiung Albans, dass die Berührung mit dem Schwert des Feuers jeden menschlichen Gegner bannen werde.
Das da waren Menschen.
Real – und verwundbar in dieser ihrer Zeit…
Mit aller Kraft schwang der Professor die schwere Waffe. Er zielte auf den Schild – und taumelte fast, als die Schwertschneide das Eisen durchschnitt, als sei es Papier. Dass der Mann dahinter nicht getötet oder verletzt wurde, grenzte an ein Wunder. Einmal nur schrie er auf, bevor er förmlich erstarrte. Mitten in der Bewegung schien seine Gestalt zu versteinern, aus weiten, leeren Augen sah er seinen Widersacher an – und dann wandte er sich ab und ging davon, als habe er die Kämpfer hinter sich einfach vergessen.
Die anderen starrten ihm nach.
Eine Sekunde lang waren sie gelähmt vor Überraschung – und diese Sekunde genügte Zamorra, um drei weitere Schilde mit dem Schwert des Feuers zu berühren und drei weitere Männer in willenlose Marionetten zu verwandeln. Die beiden letzten wichen entsetzt vor ihm zurück. Schreiend warfen sie sich herum, stoben in wilder Flucht zu den Pferden – und eine halbe Minute später war nur noch der Hufschlag zu hören, der sich rasch entfernte.
Zamorra half Nicole auf die Beine. Sie presste sich zitternd gegen ihn, und Bill starrte ihn an, als halte auch er ihn für eine Geistererscheinung. Es dauerte Sekunden, bis der junge Historiker Worte fand. »Nicole behauptete schon die ganze Zeit, dass du kommen würdest«, stieß er heiser hervor. »Verdammt, ich… ich weiß allmählich nicht mehr, was ich denken soll! Wir sind in einer anderen Zeit gelandet, soviel ist mir jetzt auch klar. Das alles – kann doch einfach kein Traum sein, oder?«
Zamorra schüttelte den Kopf. Er blickte der Staubwolke nach, die sich in die Richtung entfernte, wo immer noch der Widerschein des Feuers über den Hügel gloste.
»Nein«, sagte er langsam. »Nein, Bill, es ist kein Traum. Ihr habt den

›Stern des Morgenlandes‹ in einem versteckten Kellerraum von Château Montagne gefunden, und ihr seid von Leonardos Dämon in das Gemälde hineingezogen worden. Er hat euch einen Auftrag gegeben, nicht wahr? Den Auftrag, den Stein seinem Besitzer zurückzubringen und dadurch den Fluch des Kalifen zu lösen.«

Bill nickte. »Und du? Hat dieser Kerl auch dich…«

»Nein, Bill. Der Weg, den ihr gegangen seid, ist jetzt verschlossen. Ich musste es anders versuchen. Ich war auf der Adlerburg, und Alban de Bayard hat mir geholfen, hierher zu kommen.«

Nicole löste sich von ihm, sah ihn an.

»Dieser Kreuzritter, von dem du erzählt hast?«, fragte sie, immer noch zitternd.

Zamorra nickte. »Er wartet auf uns. Ganz in der Nähe gibt es einen bestimmten Platz, wo die Zeitschranke aufgehoben ist und wo sich unter bestimmten Umständen das Tor in eine andere Dimension aufstoßen lässt. Wir werden in unsere Zeit zurückkehren können.«

Für einen Moment blieb es still. Bill kaute an der Unterlippe.

»Das heißt also – dass wir nur dorthin zu gehen brauchen, und dieses ganz verrückte Abenteuer ist beendet?«, fragte er langsam.

»Ich hoffe es, Bill. Alban de Bayard erwartet uns, und er wird uns führen. Aber vorher müssen wir den ›Stern des Morgenlandes‹ finden und…«

»Warum?«, fiel ihm Bill ins Wort. »Verdammt, wir sind von den ach so edlen Kreuzfahrern in der Sonne geröstet und von den Kriegern des Kalifen fast massakriert worden! Wir müssen uns ja nicht unbedingt mit unseren mittelalterlichen Vorfahren herumschlagen, um dem schrecklichen Leonardo seine ewige Ruhe zu verschaffen, nicht wahr? Wir können von Château Montagne aus die Erben dieses Achman ausfindig machen, ihm meinetwegen den Brillanten per Post schicken und…«

»Das wäre eine ungemein praktische Lösung, Bill.« Zamorra musste lächeln, aber er wurde sofort wieder ernst. »Nur geht es inzwischen um mehr, um eine Gefahr für die Menschen. Leonardo de Montagne war dem Satan verschworen, und nach seinem Tode hätte seine Seele zur Hölle fahren müssen. Nur der Fluch des Kalifen verhinderte es, bannte ihn auf das Bild und machte ihn zu einem Dä- mon. Einem gefangenen Dämon, wohlgemerkt – verurteilt, sich für immer vergeblich gegen die Ketten aufzulehnen. Nur deshalb wünschte er die Lösung des Fluchs und die Vernichtung seiner dä- monischen Existenz. Weil ihm die Freiheit für immer verwehrt schien…«

»Um so besser«, sagte er trocken. »Also brauchen wir kein schlechtes Gewissen zu haben, wenn wir ihn als Gefangenen auf seinem verdammten Bild lassen und…«

»Er ist nicht mehr dort, Bill! Ich habe ihn befreit.«

»Du hast ihn… Nein!«
Nicole war es, die das atemlos hervorstieß. Sie starrte ihn an, mit flackernden Augen. Ganz langsam wich das Blut aus ihrem Gesicht, ihre Lippen zitterten – denn da sie tiefer als Bill Fleming in die Geheimnisse des Übersinnlichen eingedrungen war, ahnte sie bereits die Wahrheit.
»Wie ist es geschehen?«, fragte sie tonlos.
»Das Amulett.« Zamorra hob die Achseln und ließ sie wieder sinken. »Es war meine Schuld. Ich wollte den Weg in die Welt dieses Bildes erzwingen, und ich dachte nicht daran, dass es magische Beziehungen zwischen dem Amulett und seinem Abbild um Leonardos Hals geben könnte. Vielleicht stand ich auch unter Leonardos Bann, ich kann es nicht mehr sagen. Jedenfalls berührte ich mit dem Amulett das Abbild auf dem Gemälde, die Kraft des Talismans, oder besser ein Teil davon, ging auf sein Gegenstück über – und damit war der Dämon mächtig genug, um sich auch ohne eure Hilfe aus den Fesseln des Fluchs zu lösen.«
Nicole runzelte die Stirn. »Aber das heißt doch – er hat erreicht, was er wollte, er…«
»Oh nein, er hat viel mehr erreicht! Er ist frei, Nicole! Vorher hatte er die Wahl zwischen der Verbannung in das Bild und einer Existenz als tote Seele im Schattenreich des Satans, und er wählte das Schattenreich. Jetzt hat er die Wahl zwischen diesem Schattenreich und der Freiheit eines Dämons, der jederzeit in die Welt zurückkehren, sich der Menschen bemächtigen und Angst und Schrecken verbreiten kann, und er hat keinen Zweifel darüber gelassen, was er wählen wird. Er ist hier, Nicole! In dieser Zeit, vielleicht im Körper Leonardos! Er ist hier, um das zu verhindern, was er vorher erreichen wollte: Dass der ›Stern des Morgenlandes‹ zu seinem Besitzer zurückkehrt. Denn dann würde der Kalif Achman jenen verhängnisvollen Fluch nicht aussprechen, dann würde Leonardo nicht zum Dämon werden, sondern eines natürlichen Todes sterben und Gefangener des Schattenreiches bleiben…«
Diesmal dauerte das Schweigen länger.
Nicole strich sich das kurze Haar aus der Stirn. Nachdenklich sah sie vor sich hin, ihre Augen hatten sich verdunkelt, und die goldenen Tupfen darin wirkten wie erloschen.
»Also noch einmal«, sagte sie langsam, wie zu sich selbst. »Der Dämon wollte seiner Verbannung auf das Bild entfliehen, er wollte, dass wir den Fluch des Kalifen löschten, damit er als Teil von Leonardos Seele ins Reich der Toten eingehen konnte. Aber jetzt, nachdem du ihn ohne Absicht befreit hast, findet er wieder Gefallen an seiner dämonischen Existenz und will genau das Gegenteil, nämlich bleiben, was er ist: Der von dem Fluch am Leben erhaltene Untote. Er hat uns

in diese Zeit geschickt, um Erlösung von dem Fluch zu finden – und jetzt ist er selbst in diese Zeit gekommen, um die Erlö- sung zu verhindern. Sehe ich das richtig?«

»Ja«, sagte Zamorra nur.

»Und wenn er es schafft? Wenn der Fluch bestehen bleibt, weil es uns nicht gelingt, den ›Stern des Morgenlandes‹ seinem Besitzer zurückzubringen?«

»Dann wird Leonardo de Montagne nach seinem Tod nicht zur Hölle fahren, sondern als böser Dämon weiterleben und mehr Unheil anrichten, als er es je zu seinen Lebzeiten vermochte.«

Nicole nickte. Ihr Gesicht wirkte blass und gespannt, und die nächste Frage war nur noch rhetorischer Natur.

»Und wenn wir es schaffen? Wenn wir dem Kalifen den Brillanten zurückbringen?«

»Wird der Dämon gezwungen sein, in Leonardos Körper zu bleiben und mit ihm zu sterben.«

»Also müssen wir es versuchen, nicht wahr? Wir haben keine Wahl…«

»Wir haben keine Wahl«, bestätigte Zamorra leise.

Nicole nickte wieder. Bill sah von einem zum anderen und schüttelte fassungslos den Kopf.

»Ihr wollt also hier bleiben und in einer völlig anderen Zeit gegen diesen Leonardo kämpfen, von dem wir nicht einmal genau wissen, was er im Moment ist – ein Mensch oder ein Dämon?«

»Wir müssen«, sagte Zamorra. »Ich würde euch lieber bei Alban de Bayard zurücklassen, aber ich habe keine Ahnung, ob nicht auch dort Gefahr besteht. Es ist besser, wir reiten zusammen…«

»Reiten?«, echote Bill entgeistert.

Zamorra lächelte matt.

»Reiten«, bestätigte er. »Der Rappe wird uns alle drei tragen, und er wird uns sicher auch auf die Spur Leonardos führen. Ich erzähle euch später, was es mit dem Pferd auf sich hat…«

***

»Da drüben!«, flüsterte Nicole.

Zamorra nickte. Vor ihnen im fahlen Mondlicht ritt die kleine Gruppe der Kreuzfahrer langsam durch die Wüste. Brünnen und Helme schimmerten silbrig, die weiten Mäntel bauschten sich im Wind. Der schwarze Hengst verharrte, als seien es Zamorras Gedanken, die ihn lenkten. So ähnlich, überlegte der Professor, musste es sich auch verhalten. Nachtwind, der Rappe Merlins… Mit einem tiefen Atemzug saß er ab und half Nicole und Bill vom Rücken des riesigen Tieres.

Der junge Historiker rieb sich mit dem Handrücken über das Kinn.

»Der einzige Gaul der Welt, der nicht mit den Hufen klappert«, sagte

er heiser.

»Es gehört nicht zu dieser Welt, Bill. Du bleibst mit Nicole hier zurück. Bei dem, was jetzt kommt, ist es völlig gleich, wie viele wir sind – die Entscheidung wird auf einer anderen Ebene fallen.«

»Ich verstehe alles«, knurrte Bill. »Ich überlege, ob ich nicht in Zukunft besser einen Bogen um Château Montagne mache.«

»Ich hoffe nicht. Pass gut auf Nicole auf!«

Zamorra schwang sich wieder auf den Pferderücken. Der Hengst trabte an, wieherte leise, die nachtschwarze Mähne wehte. Der Blick des Professors haftete an der Reitergruppe in der Wüste. Er wusste, dass er auf einen stärkeren Gegner treffen würde als je zuvor. Leonardo besaß das Amulett – um seinen eigenen Hals hing nur noch ein machtloses Abbild. Und Leonardo war vielleicht nicht einmal er selbst, war vielleicht schon besessen von jenem Dämon – das musste seine Macht verdoppeln. Der silberne Talisman in der Hand der Bösen! Eine teuflische Kombination – und eine Macht, der er, Zamorra, nichts entgegenzusetzen hatte als das magische Schwert, dessen Griff er in seiner Rechten spürte.

Würde es genügen?

Er wusste es nicht, konnte es nicht einmal ahnen. Er empfand Furcht – und gleichzeitig war er fasziniert von diesem fantastischen Abenteuer, spürte mit jeder Faser die dunkle Schönheit des Bildes, das ihn umgab. Wie der Wind, der ihm den Namen gegeben hatte, trug ihn der Rappe durch die Nacht. Immer näher kamen die dahinjagenden Kreuzfahrer mit ihren schimmernden Rüstungen und den wehenden weißen Mänteln. Minuten vergingen – dann wandte Leonardo an der Spitze des Trupps plötzlich den Kopf. Seine Linke hob sich zu einer befehlenden Geste, die Männer hinter ihm griffen in die Zügel – und der donnernde Hufschlag verklang in der Dunkelheit, als die Gruppe anhielt. Pferde schnaubten. Leise klirrten Waffen aneinander, die schimmernde Staubwolke legte sich, ein Dutzend Augenpaare blickte dem Verfolger entgegen. Der Rappe lief langsamer, verhielt dann ebenfalls. Nur noch zwanzig Yard trennten Zamorra von seinem Gegner – und für einen Moment spürte er Leonardos Blick wie die kalte Berührung einer Lanzenspitze. Wieder hob der Ritter die Linke.

Es war ein magisches Zeichen, das er in die Luft schrieb. Ein Zeichen, das von einer Sekunde zur anderen die ganze Gruppe in einen seltsamen Bann schlug. Die Männer versteinerten förmlich auf ihren Pferden, erstarrten zur Bewegungslosigkeit, blickten ins Leere, ohne irgend etwas wahrzunehmen – und Zamorra begriff, dass er es nicht mit dem Menschen Leonardo de Montagne zu tun hatte, sondern mit dem Dämon, der nur den Körper seines früheren Ichs benutzte.

Leonardo lachte.

Ein grelles, teuflisches Gelächter, das überlaut durch die nächtliche

Stille hallte.
»Du erbärmlicher Erdenwurm!«, schrie er. »Hast du wirklich geglaubt, du könntest etwas gegen mich ausrichten, wenn du mir auf meiner Reise durch die Zeit folgst? Nichts wirst du erreichen! Machtlos bist du! Leonardo ist mein! Und ich werde ihm immer zur Hilfe kommen, wenn du versuchst, ihn anzugreifen und ihm den ›Stern des Morgenlandes‹ wieder zu entreißen!«
Zamorra presste die Lippen zusammen. Er starrte seinen Gegner an. Und für einen Moment sah er in dem verzerrten Gesicht ganz deutlich den Widerstreit zwischen zwei gegensätzlichen Strömungen.
»Leonardo!«, rief er. »Leonardo de Montagne! Höre mich! Wehre dem Bösen, das von dir Besitz ergriffen hat! Dein ist das Amulett! Benutze es, um…«
»Er kann sich nicht wehren!«, gellte die Stimme des Dämons. »Er hört dich, er versteht die Worte, aber wenn ich ihn verlassen habe, wird er nicht begreifen, was mit ihm geschah. Er kann mich nicht abwehren, denn ich bin ein Teil seiner selbst, ein Teil seiner Seele…«
»Das Böse in ihm bist du! Die Macht, die ihn in den Abgrund rei- ßen wird, die Versuchung, die ihn verführt! Ich werde dich besiegen, ich werde nicht dulden, dass du weiterlebst und in alle Ewigkeit dein Unwesen auf der Welt treibst. Leonardo wird seine Seele dem Teufel verschreiben. Er wird sterben und dem Schattenreich des Satans verfallen, und du mit ihm…«
»Versuche es, Meister des Übersinnlichen! Versuche es!«
Wieder gellte das höhnische Gelächter.
Zamorra spürte einen eiskalten Schauer auf dem Rücken. Seine Rechte lag am Griff des magischen Schwertes, die Linke tastete unwillkürlich nach dem Amulett um seinen Hals – doch das Metall fühlte sich kalt und wie tot an. Es hatte keine Macht, nicht hier und nicht jetzt. Zamorra starrte auf den zweiten Talisman an der Brust seines Gegners, sah den hellen, strahlenden Silberglanz, der ihn blendete, und spürte mit jeder Faser den unheimlichen Energiestrom, der ihm entgegenflutete.
»Nachtwind!«, flüsterte er. »Vorwärts…«
Der Rappe wieherte. Einen Schritt machte er nach vorn – dann wich er zurück, mit angstvollem Schnauben. Merlins Hengst – aber Merlins Amulett war stärker! Noch heller strahlte der Talisman an Leonardos Brust auf, schien ein Bündel von Lichtpfeilen auszusenden. Steif blieb der Rappe stehen, wie gebannt an seinen Platz – und Zamorra spürte mit kaltem Entsetzen, wie der kraftvolle, lebendige Leib des Tieres unter ihm zu Stein erstarrte. Der Dämon kicherte leise.
»Und jetzt, Meister des Übersinnlichen?«, zischte er. »Willst du mich immer noch besiegen? Ich bin stärker als du! Stärker als alle deine Waffen…«

Er spornte sein Pferd.

Langsam, mit triumphierend glitzernden Augen ritt er auf den bewegungslosen Rappen zu, mit dem der Reiter wie verwachsen war.

Zamorras Rechte verkrampfte sich. Mit einem verzweifelten Ruck wollte er das Schwert des Feuers aus der Scheide ziehen – und stellte fest, dass er es nicht einmal um einen Inch zu bewegen vermochte.

Zwei Yard von ihm entfernt verharrte der Dämon auf dem tänzelnden, schnaubenden Schimmel.

»Töten kann ich dich nicht!«, stieß er voller Hass durch die Zähne.

»Du gehörst zu den Trägern des Amuletts, das jetzt ich besitze, und dies ist der letzte Schutz, den es dir gewährt. Gebannt wirst du bleiben, bis Leonardo und seine Genossen davongeritten sind. Und ich rate dir gut: Geh dorthin zurück, wo du zu Hause bist, wenn dir dein Leben lieb ist! Gib auf, Zamorra! Strecke nie wieder deine Hand nach dem ›Stern des Morgenlandes‹ aus…«

Bei den letzten Worten griff er in die Zügel und nahm sein Pferd herum.

Auch in die Gestalten seiner Gefolgsleute kam wieder Bewegung.

Schweigend wendeten sie die Tiere, ohne von dem Fremden Notiz zu nehmen, der ganze Trupp preschte davon – und es dauerte nur Minuten, bis die Dunkelheit die Männer in den schimmernden Rüstungen und den wehenden Mänteln verschluckt hatte.

Zamorra spürte, wie die Erstarrung brach.

Der Bann wich von ihm, er vermochte das Schwert wieder zu bewegen, der Rappe schnaubte leise. Unruhig scharrte er den Boden, als spüre er den Zwiespalt in den Gedanken seines Reiters, den Widerstreit zwischen dem Impuls, sofort die Verfolgung aufzunehmen, und der verstandesmäßigen Erkenntnis, dass es sinnlos sei. Für einen Moment presste Zamorra die Zähne so hart aufeinander, dass es knirschte. Seine Gedanken wirbelten – und dann siegte der nüchterne Verstand, der ihm sagte, dass er nicht handeln konnte, ohne einen halbwegs Erfolg versprechenden Plan.

Er musste Alban de Bayard fragen.

Vielleicht gab es doch noch eine Chance – irgendeine winzige Möglichkeit, die er übersehen hatte.

Tief atmete er durch, und der Rappe setzte sich in Bewegung und schlug ganz von selbst die Richtung ein, in der Bill und Nicole warteten.

***

Leonardo de Montagne hatte das Gefühl, aus einem wirren Traum zu erwachen.

Er konnte nicht ahnen, dass ein Dämon sich seines Körpers bemächtigt hatte und jetzt von ihm wich. Er konnte auch nicht in die

Zukunft sehen – jene düstere, unheilschwangere Zukunft, die ihm den Beinamen »der Schreckliche« eintragen würde. In diesem Augenblick, dieser Zeit, war Leonardo de Montagne nur ein Mensch – und noch glaubte er, für eine gute, gerechte Sache zu kämpfen.

Er sah sich um.

Seine Freunde waren hinter ihm – kräftige Gestalten mit entschlossenen Gesichtern und Augen, aus denen noch der Triumph des gelungenen Überfalls leuchtete. Leonardo erinnerte sich. Der Palast des Kalifen brannte, sie hatten die Schatzkammern geplündert, und sie hatten Achman dazu gebracht, sich überstürzt aus einer Schlacht zurückzuziehen, die mit der Vernichtung der Kreuzfahrer hätte enden können. Aber da war noch etwas anderes gewesen. Eine Begegnung, an die er sich nicht deutlicher erinnerte als an einen Traum.

Leonardo tastete nach dem Amulett, nach diesem seltsamen Ding, das der Kalif ihm vor Jahr und Tag zum Geschenk gemacht hatte, und er schauerte zurück, als er die unerwartete Wärme spürte, die von dem blanken Silber ausstrahlte.

Lag es an dem Talisman, dass er sich der vergangenen Stunde plötzlich deutlicher erinnerte?

Er runzelte die Stirn.

Da war ein Gesicht gewesen! Augen, deren Blick er nicht festhalten konnte. Er erinnerte sich an einen seltsam gekleideten Mann auf einem Rappen, er erinnerte sich an Worte – doch das alles erschien ihm so fern, als habe er es im Rausch gehört und halb vergessen.

Leonardo, klang es in ihm nach. Leonardo de Montagne, höre mich!

Wehre dem Bösen, das von dir Besitz ergriffen hat! Dein ist das Amulett! Benutze es…

Er biss die Zähne zusammen. Wer war es, der nach ihm gerufen hatte? Und was bedeuteten diese düsteren Worte, die wie ein Orakel klangen? Wehre dem Bösen… Leonardo schüttelte so heftig den Kopf, dass die Ringe seiner Rüstung klirrten, und wandte sich dem bärtigen Riesen zu, der hinter ihm ritt.

»Alphart – hast du den Fremden gesehen, der uns unterwegs begegnete?«

»Einen Fremden? War uns einer der ungläubigen Hunde auf den Fersen, die…«

»Nein, keiner von Achmans Kriegern! Ein seltsamer Mann auf einem Rappen, ohne Brünne und Helm, nur mit einem Schwert.«

Der Bärtige runzelte die Stirn. »Nein, ich sah niemanden. Hast du geträumt, Leonardo?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ein Trugbild, ein Geist…«

Er fragte nicht weiter.

Nur den Schimmel ließ er rascher traben – als könne er auf diese Art

hinter sich lassen, was ihn bedrängte. Immer noch klang diese fremde Stimme in ihm nach. Aber diesmal waren es andere Worte, eine andere Prophezeiung, und die Erinnerung schien wie ein Brandmal in ihm zu brennen.

»Leonardo wird seine Seele dem Teufel verschreiben. Er wird sterben und dem Schattenreich des Satans anheimfallen! – Sterben und…«

»Nein!«, flüsterte er. »Nein, das ist unmöglich, das…«

»Leonardo! Was ist dir?«

»Nichts, Alphart, nichts…«

Er schüttelte den Kopf, ritt mit zusammengepressten Lippen weiter.

Aber er hatte das Gefühl, für einen winzigen Moment die Zukunft gesehen zu haben, und er schauerte zurück vor dem Abgrund, der sich vor ihm auftat…

***

Schwerter blinkten auf.

Silbern warfen Lanzenspitzen das Mondlicht zurück, in das Schnauben und Scharren der Pferde mischte sich das helle Klingen gegeneinander stoßender Schilde. Zamorra warf den Kopf herum, sein Blick zuckte nach links und rechts, über die Reihen waffenklirrender Krieger, die wie eine schweigende Mauer über den Hügelkämmen aufgetaucht waren – und er begriff, dass es aus dieser Falle kein Entkommen mehr gab.

Er presste die Lippen zusammen.

Noch besaß er das Schwert des Feuers – aber Achmans Krieger hatten es gar nicht nötig, so nahe heranzukommen, dass er sie mit dem Schwert berühren konnte. Eine winzige verdächtige Bewegung – und Dutzende von Lanzen und Wurfspeeren würden ihr Ziel finden. Ein paar der Araber wussten bereits um die magische Wirkung des Schwertes. Die Gesichter der Männer waren grimmig entschlossen, und um einzusehen, dass nicht einmal das Geisterpferd des Merlin einen Weg aus dieser Umzingelung finden würde, genügte ein einziger Blick in die Runde.

»Mahlzeit«, knurrte Bill Fleming sarkastisch. »Sollen wir die Geschichtsbücher bereichern und den Herren eine Schlacht liefern?«

»Es würde eine kurze Schlacht werden.« Zamorra drückte beruhigend Nicoles Arm, und seine Gedanken arbeiteten fieberhaft. »Verdammt, wenn wenigstens einer von ihnen unsere Sprache sprechen würde oder…«

Wie auf ein Stichwort hin löste sich ein einzelner Reiter aus der Reihe.

Er war noch prächtiger, noch farbenfroher gekleidet als die anderen Krieger. Schimmernde Schärpen, ein Mantel in düsterem Scharlachrot, ein fremdartiges Emblem auf dem riesigen Schild – das alles machte

klar, dass er zu den Heerführern gehörte. Fünf, sechs Schritte trieb er das Pferd vorwärts, dann griff er wieder in die Zügel.

Dunkle, scharfe Augen starrten Zamorra an, und die Stimme, heiser vom Wüstensand, hallte laut durch die nächtliche Stille.

»Wer seid ihr, Fremdlinge? Zu den Christen gehört ihr nicht und nicht zu den unseren! Woher kommt ihr? Was sucht ihr in diesem Land?«

»Das kapierst du sowieso nicht, Sonny«, murmelte Bill fast unhörbar.

Nicole hielt den Atem an. Ihre Finger krallten sich in Zamorras Arm. Er spürte die Spannung, die kaum gezügelte Angriffslust der Männer ringsum – und er tat das einzige, was ihm in dieser Situation überhaupt noch übrig blieb.

»Gäste aus einem fremden Land sind wir, und wollen zu Achman, eurem Herrn!«, rief er in der gleichen altertümlich gewundenen Sprechweise. »Als Freunde kamen wir, um dem großen Achman unsere Hilfe anzubieten. Geraubt wurde ihm der ›Stern des Morgenlandes‹. Lasst uns ziehen, denn unser Ziel ist es, Achmans Feinden den Stein zu entreißen…«

»Ihr wollt für uns kämpfen? Wer schickt euch? Welchem Herrn dient ihr, wer ist euer König?«

Wahnsinn, flüsterte eine Stimme in ihm – aber da er es einmal begonnen hatte, musste er das gefährliche Spiel auch zu Ende führen.

»Merlin ist es«, donnerte er. »Merlin, der Herr aller Zauberer und Magier, den euer Volk unter anderem Namen kennt. Ein Magier bin auch ich! Niemand von euch kann im Zweikampf gegen mich bestehen, und auch der Frevler Leonardo wird es nicht können…«

Er stockte abrupt.

»Mann!«, flüsterte Bill hinter ihm andächtig. »Du hättest im Mittelalter leben sollen…«

Aber Zamorra spürte zu genau, auf welch Schwindel erregend schmalem Grat er balancierte, er hatte nicht den geringsten Sinn für schwarzen Humor, und er wartete gespannt bis in die Fingerspitzen auf die Reaktion seines Gegenübers.

Eine volle Minute verstrich – dann hatte sich der Heerführer der Araber zu einem Entschluss durchgerungen.

»Folgt uns!«, rief er mit einer ausholenden Handbewegung. »Kalif Achman soll über euch entscheiden. An euch selbst wird es liegen, ob wir euch das Geleit geben oder euch in Fesseln vor den Thron unseres Herrn schleifen…«

Er nahm seinen Schimmel herum. Ruhig ritt er an, in die Richtung, aus der er gekommen war, die Männer, die ihm am nächsten gestanden hatten, wichen schweigend auseinander. Eine Gasse bildete sich – und Zamorra gab sich keinem Zweifel darüber hin, dass sich diese Gasse blitzschnell in eine tödlich zupackende Schere verwandeln

würde, wenn die Dinge anders liefen, als die arabischen Krieger sich das vorstellten.

Eine halbe Stunde später hatten sie den Palast erreicht.

Der Brand war gelöscht worden, nur noch ein leichter Geruch nach Rauch hing in der Luft. Fackeln flackerten und ließen Kuppeln und Dächer wie Gold aufleuchten. Vor dem großen Tor kam der schweigende, unheimliche Zug zum Stehen. Der Heerführer saß ab, machte ein herrisches Zeichen – und Zamorra, Nicole und Bill blieb nichts übrig, als ebenfalls vom Pferd zu steigen.

Unter anderen Umständen hätten sie der düsteren Pracht dieses Palastes, der strengen Schönheit der Bauwerke, der verschwenderischen Fülle aller möglicher Reichtümer sicher größere Aufmerksamkeit gewidmet – jetzt erschien das alles zweitrangig. Selbst Bill Flemings kulturhistorisches Interesse hielt sich in Grenzen. Das Gefühl des Traumhaften, Unwirklichen hatte stärker als zuvor von ihm Besitz ergriffen. Nicole ging es genauso. Auch sie hatte Angst, auch sie wünschte sich verzweifelt, endlich aus diesem Albtraum zu erwachen. Aber es war eine merkwürdig irreale Angst, eine Angst nicht vor den hasserfüllten Gesichtern ringsum, sondern vor den unheimlichen Mächten, die dies alles in Gang gesetzt hatten – und deshalb zuckte sie auch kaum zusammen, als sie unvermittelt von zwei waffenklirrenden Arabern gepackt und ein Stück zur Seite gezerrt wurde.

Bill passierte das gleiche. Zamorra sah es aus den Augenwinkeln – aber er wusste, dass er jetzt nicht die geringste Chance hatte, etwas zu unternehmen. Unmerklich verzögerte er seinen Schritt, bis er sicher war, dass seine Freunde lediglich festgehalten wurden, dann betrat er langsam den großen, marmorglänzenden Saal, dessen Tore sich vor ihm geöffnet hatten.

Schlanke Säulen, Wände in Grün und Gold, ein schillernder Mosaikboden, auf dem sich geheimnisvolle Zeichen und Symbole um das Zentrum eines vielzackigen Sterns gruppierten. Zwischen zwei Reihen turbangeschmückter Standartenträger ragte ein kostbarer Thronsessel empor – und darauf saß zurückgelehnt ein großer, hagerer Mann, dessen weißes, lediglich mit einer einfachen grünen Schärpe gegürtetes Gewand in seiner Schlichtheit beinahe wie ein Fremdkörper in dieser Umgebung wirkte.

Achman…

Der Kalif, der seit Jahr und Tag gegen die fremden Eindringlinge kämpfte. Der sich immer noch gewehrt hatte, als seine Söhne längst dem neuen Reich der Kreuzfahrer tributpflichtig geworden waren, und dem es bestimmt war, das Heer des Raymond Navarre vernichtend zu schlagen.

Er saß ruhig da. Das schmale Gesicht wirkte wie aus dunklem Holz

geschnitzt, die harten schwarzen Augen erinnerten an polierte Onyxe. Sein Blick glitt über Zamorras Gestalt, über die europäische Kleidung, die ihm fremdartig erscheinen musste, und als er sprach, bediente er sich des altertümlichen Französisch, das der Professor von seinem Studium der alten Chroniken her kannte.

»Ein Magier seist du, sagten mir meine Krieger?«, begann er. Seine Augen funkelten dabei – ein waches, spöttisches Funkeln, das eine verblüffend skeptische Geisteshaltung verriet. »Nun – viele Magier und Priester kamen in mein Land, und immer kamen sie mit Feuer und Schwertern. Hast du dich verkleidet, um uns zu verwirren? Willst du uns den Glauben der Kreuzritter mit Gauklerstücken lehren, Fremder?«

Der Gefangene erwiderte den Blick.

Einen prüfenden Blick, scharf wie die Klinge eines Damaszenerschwertes…

Zamorra wusste, dass er diesen hageren, scharfgesichtigen Mann dort nicht mit bloßen Worten würde überzeugen können – aber er hatte keine andere Wahl, als es zu versuchen.

»Nicht Gauklerstücke«, sagte er ruhig. »Meine Kraft wurzelt nicht in Blendwerk, und ich komme nicht aus dieser Welt und dieser Zeit. Seht ihr das Amulett, das ich trage, Achman? Ihr kennt seine Macht. Ihr gabt es Leonardo…«

Das Gesicht des Kalifen verfinsterte sich.

»Ich gab es Leonardo, aber ich kenne wenig von seiner Macht«, sagte er langsam. »Nur Unheil brachte es uns. Eine große Gefahr liegt darin, die frevlerische Verführung, dem Willen Allahs und dem Schicksal in den Arm zu fallen. Des Menschen Bestimmung aber ist es, das Schicksal zu erfüllen. Kismet…«

»Auch Leonardo brachte es Unheil«, sagte Zamorra ruhig. »Auch ihn verführte es, einer höheren Macht in den Arm zu fallen. Und zu altem Unheil kam neues, als er den ›Stern des Morgenlandes‹ raubte. Lasst uns ziehen, Kalif Achman! Unser Ziel ist es, euch den Stein zurückzubringen.«

Der Herrscher furchte die Stirn.

»Warum?«, fragte er langsam und hart.

»Damit nicht noch mehr Unheil geschieht! Damit der ›Stern des Morgenlandes‹ bleibt, wozu er bestimmt ist. Und damit kein Fluch auf dem Frieden lastet, der kommen wird.«

»Und du glaubst, du kannst über Leonardo und seine Gefolgsleute siegen?«

»Ich werde ihn besiegen. Ich weiß es.«

Achman lächelte. Aber es war ein Lächeln voll tödlicher Sanftheit.

»Beweise es«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme. »Wenn du ein Magier bist, hast du die Macht, auch andere als Leonardo de

Montagne zu schlagen. Beweise es! Versuche dich an meinen schwarzen Panthern, Fremder…«

***

Dumpf dröhnten die Trommeln in dem langen, finsteren Gang, durch den Zamorra geführt wurde.

Fackeln steckten in silbernen Halterungen an der Wand, ihr Schein zuckte gespenstisch über weiße, kahle Wände. Hier unten war es kühl – eine dumpfe, modrige Grabeskühle. Zamorra war an Verliesen vorbeigekommen, an Menschen in Ketten, deren Schreie ihm noch in den Ohren gellten. Jetzt verstärkte sich vor ihm das dumpfe, hämmernde Stakkato, und er schloss daraus, dass er sich dem Ursprung des unheimlichen Trommelwirbels näherte.

Vier Krieger mit gesenkten Lanzen gingen hinter ihm.

Nur vier – aber er wusste, dass es sinnlos war, jetzt und hier den Kampf zu beginnen. Man hatte ihm das Schwert gelassen, genau wie seine anderen Besitztümer, auch den Revolver unter seiner Achsel, der für Achman ein Gegenstand aus einer anderen Welt sein musste, doch das alles nützte ihm nichts. Bill und Nicole waren in der Hand seiner Gegner, als Geiseln. In Achmans Welt wurden Mythos und Magie so selbstverständlich hingenommen wie Essen und Trinken. Er fürchtete die Macht des Fremden, der sich als Magier ausgab – und er hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass er jeden Angriff des dritten Gefangenen mit dem Tod der beiden anderen beantworten würde.

Zamorra blieb stehen, als der Gang vor einem schweren eisernen Tor endete.

Ruhig ließ er zwei der Araber an sich vorbei. Er hätte die Chance gehabt, seine Bewacher mit dem Schwert zu überwältigen, doch damit wäre er keinen Schritt weitergekommen: Achman würde nicht zögern, seine Drohung wahr zu machen; ihn konnte er nicht besiegen, sondern nur überzeugen…

Das Tor schwang zurück.

Licht blendete Zamorra – Hunderte von silbernen Ampeln, die ein Halbrund aus festgestampfter Erde in strahlende Helligkeit tauchten. Im Bogen schloss eine Mauer den Platz ein, dahinter lagen Sitzplätze, die an ein Theater oder einen römischen Zirkus erinnerten.

Eine grüngoldene Kuppel wölbte sich über der Arena. Zamorra erkannte Achman auf seinem erhöhten Thron, er sah Musikanten, Standartenträger, Krieger in klirrender Rüstung, und als er den Kopf wandte, erfasste ein Blick Bill und Nicole, die gefesselt und bewacht an der Mauerbrüstung standen und zu ihm heruntersahen.

Der Trommelwirbel verklang.

Einmal schmetterten die Hörner einen feierlichen, getragenen Ton – dann wurde es so still, als ob alle den Atem anhielten. Achman beugte

sich vor, und seine dunklen, schmalen Augen glitzerten wie erstarrte Lava.

»Nimm dein Schwert, Fremder«, rief er. »Wenn du ein Magier bist, wirst du siegen. Wenn du aber gelogen hast, werden die Panther dich zerfetzen, und nichts wird übrig bleiben von dir und deinen Gefährten…«

Zamorra spürte einen Schauer auf der Haut.

Also auch Bill und Nicole – um ihr Leben ging es genauso wie um sein eigenes. Er biss die Zähne zusammen. Jeden menschlichen Gegner würde die Berührung mit dem Schwert des Feuers bannen, hatte Alban gesagt. Aber Panther waren keine menschlichen Gegner – und selbst wenn die magische Kraft des Feuerschwertes sich auch auf sie erstreckte, konnte es tödlich sein, sie bis auf Berührungsnähe herankommen zu lassen.

Mit einer ruhigen Bewegung zog Zamorra die Waffe und legte sie neben sich auf die Erde.

Er war sich bewusst, dass er ein Schauspiel lieferte. Aber er wusste auch, dass ein Schauspiel mit möglichst eindrucksvollen Effekten das einzige war, was ihnen helfen konnte. Sein Blick suchte Achman.

»Nicht mit dem Schwerte kämpfe ich, Kalif«, sagte er ruhig. »Mit dem Schwert vermag sich jeder zu wehren, der stark ist. Ich werde dir zeigen, dass ich einer größeren Kraft gebiete. Meine Hand wird nicht die Klinge führen, sondern Feuer und Tod streuen…«

Bei den letzten Worten hatte er zur Schulterhalfter gegriffen. In diesen Sekunden dankte er dem Schicksal dafür, dass er auf Château Montagne nicht mehr dazu gekommen war, den Revolver mit Silberkugeln zu laden – denn silberne Geschosse waren kaum geeignet, aus sicherer Entfernung einen Panther zu töten. Seine Hand schloß sich um die Waffe. Er zog sie, hielt sie locker in der Rechten – und registrierte, dass Achman und seine Krieger mit ungläubigen Augen auf das kleine, fremdartige Metallding starrten, das ihnen harmloser erscheinen musste als eine Steinschleuder in der Hand eines Kindes.

Für ein paar Sekunden war es ganz still.

Der Kalif zögerte, auf seiner Stirn stand eine steile Falte. Sein Blick tastete über Zamorras Gesicht. Ganz kurz kreuzten sich die Blicke der beiden Männer – dann atmete der Araber tief durch und hob die Hand zu einer herrischen Geste.

Irgendwo rasselte ein Gitter hoch. Ein vergoldetes Gitter, wie Zamorra mit einem Blick erkannte…

Schwarz gähnte dahinter die Öffnung, ein leises Fauchen wurde laut – und wie winzige Funken glommen Punkte auf, die sich im nächsten Moment als gelbliche Raubtierlichter entpuppten.

Die Leiber der Panther schälten sich als noch schwärzere Schatten

aus der Dunkelheit.

Lautlos kamen sie ans Licht – zwei, drei, vier… ein halbes Dutzend. Zamorras Handflächen wurden feucht, aber er erinnerte sich, schon schrecklicheren Untieren auf kürzere Entfernung gegenübergestanden zu haben. Dies hier war eine Nervensache, eine Frage von Kaltblütigkeit und sicherer Hand. Es tat ihm Leid um die herrlichen Tiere, aber er hatte keine Wahl. Ruhig zielte er über Kimme und Korn, visierte ein glühendes Auge an und drückte ab, ohne die Waffe auch nur um einen Inch zu verreißen.

Der Schuss peitschte in die atemlose Stille.

Jäh bäumte sich der Panther auf, in den Nachhall des Knalls mischte sich der vielstimmige Schrei der Zuschauer, für die das Geschehen eine schreckliche Demonstration übernatürlicher Mächte war. Achman sprang erregt von seinem Sitz auf. Die Panther, gereizt von dem Geschrei, jäh aufgestört von Lärm und Blutgeruch, duckten sich fauchend gegen den Boden und drehten sich um sich selbst.

Zamorra visierte, suchte ein Ziel – und dann wartete er, weil ihm erst jetzt blitzartig klar wurde, dass er nur sechs Schuss hatte und mit jeder Kugel hundertprozentig treffen musste.

Das Geschrei erstarb.

Wieder senkte sich die atemlose Stille herab – nur durchbrochen von unruhigem Fauchen und Scharren. Einer der Panther hob den schönen Kopf, spähte zu dem einsamen Mann hinüber, hinter dem sich längst wieder das schwere Tor geschlossen hatte. Ganz kurz glitt Zamorras Blick über die glatten weißen Mauern, die den Kampfplatz zu einer ausweglosen Falle machten. Schweiß prickelte auf seiner Stirn. Ruhig visierte er das Tier an, das wie zu einem Standbild erstarrt verharrte – und Sekundenbruchteile später traf der zweite Schuss genauso präzise wie der erste.

Mit dem Aufschrei der Menge löste sich eine der Katzen aus dem zusammengedrängten Pulk.

Eine zweite folgte, rasend gemacht von Schüssen, Schreien und Blut, und die beiden letzten wandten sich unter wildem Fauchen gegeneinander. Zamorra wusste, dass jetzt das geschah, was jeder berufsmäßige Dompteur wie die Pest fürchtete: Der Ausbruch einer der wilden, blutigen Rangkämpfe aller gegen alle, die auch den Menschen, den Ranghöchsten, nicht verschonten. Mit zusammengebissenen Zähnen zielte er. Peitschend brach sich der Schuss zwischen den Mauern, das angreifende Raubtier wurde mitten im Sprung gestoppt und warf sich zuckend zur Seite. Im nächsten Sekundenbruchteil schnellte Zamorra nach rechts. Er glaubte förmlich, den heißen Atem des zweiten Panthers zu spüren. Gleichzeitig mit dem Tier wirbelte er herum – eine fast synchron anmutende Bewegung. Der Panther war nahe genug, um ihn auch in der

Bewegung zu treffen. Zamorras vierte Kugel erwischte ihn genau zwischen den gelben Raubtierlichtern, und mit einem letzten, wilden Zucken peitschte die Pranke der verendenden Katze dicht vor seinen Füßen den Boden.

Die beiden letzten Tiere hatten sich in einem Kampf von mörderischer, urwelthafter Wildheit ineinander verbissen.

Ruhig ging Zamorra auf sie zu. Er wusste, dass es ihm nichts nützte, zu warten – Tiere töteten ihre Artgenossen nicht im Kampf, oder allenfalls dann, wenn sie in langer Gefangenschaft degeneriert waren. Drei, vier Yard vor den rasenden Bestien blieb er stehen, und er konnte sorgfältig und unbehelligt zielen, weil die Panther im Augenblick keine Notiz von ihm nahmen.

Ein schneller Schuss.

Eine der Katzen wurde getroffen zu Boden geschleudert, die zweite warf fauchend den Kopf und duckte sich zum Sprung. Zamorra feuerte noch einmal – und nach dem Peitschen des Schusses und dem fauchenden, fast menschlichen Schrei des verendenden Panthers sank eine Stille herab, in der man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Rauch kräuselte sich vor der Mündung des leer geschossenen Revolvers.

Zamorra ließ ihn in die Linke wechseln, ging zu dem Schwert zurück und schob es wieder in die Scheide. Dann machte er ein paar Schritte nach vorn, verharrte vor dem Thronsitz und blickte zu Achman hinauf, der ihn in atemlosem – und jetzt auch erschrockenem Staunen anstarrte.

»Ihr wolltet den Beweis, ihr habt ihn bekommen«, sagte Zamorra ruhig. »Lasst uns ziehen, Achman! Ihr habt mein Wort, dass wir alles versuchen werden, Euch den ›Stern des Morgenlandes‹ zurückzubringen.«

Der Kalif presste die Lippen zusammen.

Gemurmel erhob sich, erregtes Flüstern, in dem Angst und Ehrfurcht mitschwangen. Einer der Heerführer neigte sich zu Achmans Ohr, doch der Kalif wehrte ihn mit einer ungeduldigen Geste ab und stand auf. Sein Gesicht wirkte versteinert, und die Worte dröhnten wie Hammerschläge.

»Deine Macht habe ich gesehen, Fremder, aber deinem Wort darf ich nicht glauben! Wehe dem Volk, das schwarzer Magie anheim fällt, und wehe dem Herrscher, der den Mächten der Finsternis traut! Gehe, wohin es dich zieht! Bringe mir den Stein, der Glück und Sieg für mein Volk bedeutet, und ich werde dir glauben, dass du uns wohl willst. Solange aber bleiben deine Freunde als Pfand und Geiseln in meiner Hand…«

Damit wandte er sich ab.

Zamorra wollte etwas sagen, wollte protestieren, irgendwelche Worte

finden, die seinen Gegner umstimmten – aber Achman hatte die Arena bereits verlassen. Auch Bill und Nicole wurden weggezerrt – Zamorra glaubte, den letzten Blick seiner Freundin wie eine brennende Berührung zu spüren. Seine Faust krampfte sich um den Schwertgriff. Aber es gab keinen erreichbaren Gegner, er hatte nicht die leiseste Chance – und selbst das zweite Tor, das sich jetzt in der weißen Mauer öffnete, schwang wie von Geisterhand bewegt zurück, ohne dass sich einer der Krieger sehen ließ.

Ein kahler Gang lag dahinter, von Fackeln erhellt genau wie der, durch den Zamorra hierher geführt worden war.

Die Flammen flackerten, schon nach den ersten Schritten spürte er den kühlen Luftzug. Die Kälte der Wüstennacht, kein Zweifel! Der Gang führte nach draußen, führte vor die Tore des Palastes, und Minuten später hatte Zamorra die weißen Mauern hinter sich und über sich den schwarzen, sternenfunkelnden Himmel.

Nichts war gewonnen.

Er hatte Achman von seinen magischen Kräften überzeugt – aber Bill und Nicole half das überhaupt nichts. Um sie zu retten, musste er den ›Stern des Morgenlandes‹ finden, musste den Dämon im Körper Leonardo de Montagnes besiegen, musste gegen das Amulett antreten, dessen Kraft von ihm auf seinen Vorfahren übergegangen war – und er wusste verzweifelt genau, dass er so gut wie keine Chance hatte.

Alban, dachte er.

Er musste Bayard finden, er musste…

Ein helles Wiehern!

Wie eine Vision tauchte das riesige schwarze Pferd aus der Nacht, brauste heran, verharrte schnaubend. Merlins Rappen hatten die Männer des Kalifen nicht halten können, er war zurückgekehrt – und Zamorra griff ohne das geringste Zögern in die dunkle Mähne und schwang sich auf den Rücken des Tieres.

»Lauf, Nachtwind!«, flüsterte er. »Zu Alban de Bayard! Vorwärts…«

***

Wie ein Gespinst aus Mondlicht ragte die Pyramide aus den Ausläufern der Wüste hervor.

Silbern schimmerten die mächtigen Steinquader. Das Plateau auf der abgeflachten Spitze leuchtete in milchigem, unirdischem Licht, die hoch aufgerichtete Gestalt mit dem weißen Kreuzfahrermantel wirkte wie eine Statue. Wind zerrte an Zamorras Haar, der Rappe unter ihm schien förmlich dahinzufliegen. Am Fuß der Pyramide verharrte das Tier, schüttelte die Mähne, und wie ein Gruß klang sein helles Wiehern durch die nächtliche Stille zu dem Plateau hinauf. Zamorra glitt vom Pferd.

Sekundenlang zögerte er, die Stufen der Pyramide zu betreten.

Der Stein wirkte durchsichtig, geisterhaft – und erst als er den Fuß darauf setzte, schien sich die breite Treppe aus Licht in Materie zu wandeln. Zamorra stieg aufwärts, jetzt selbst ein Teil der magischen Vision im Sternenlicht. Er zählte die Stufen nicht, er bewegte sich hastig und dennoch ging sein Atem kaum schneller, als er das Plateau erreicht hatte und Alban de Bayard gegenüberstand.

Das Gesicht des Kreuzfahrers war ernst. Ein Ausdruck von Trauer und Sorge lag in seinen dunklen, wissenden Augen.

»Sprich nicht«, sagte er ruhig. »Die Toten sehen viel, und sie sehen weit. Deine Freunde ließest du bei Achman, und Leonardos Dämon konntest du nicht besiegen. Was wirst du tun?«

Zamorra biss die Zähne zusammen.

»Ich versuche es noch einmal«, sagte er gepresst. »Ich habe keine Wahl, Alban.«

»Und hast du eine Chance?«

»Ich weiß es nicht. Merlins Amulett ist stark, stärker jedenfalls als Merlins Rappe. Das Schwert des Feuers hat mir nicht gehorcht…«

Er machte eine Pause, starrte über die dunkle, ebene Fläche der Wüste. »Vielleicht schaffe ich es, Leonardo allein zu treffen, wenn ihm nur das Amulett hilft und nicht auch der Dämon.«

»Du wirst ihn allein treffen, Freund…«

Zamorra wandte den Kopf. Für einen Moment sahen sie sich schweigend an – der Mann aus einer anderen Zeit und der Geist, der nicht der Welt angehörte. Alban lächelte.

»Ich werde den Dämon in seiner und meiner Sphäre herausfordern«, sagte er. »Diese Macht habe ich – es gibt Formeln und Bannsprüche, die kein menschliches Wesen kennt und die ihn zwingen werden, mit mir zu kämpfen. Im Reich der Finsternis werden wir uns begegnen, und du wirst Leonardo treffen können, ohne dass übermenschliche Kräfte ihm helfen. Noch heute Nacht, Freund! Die Kreuzfahrer haben ihr Heerlager nicht weit von hier aufgeschlagen. In einer Stunde kannst du dort sein.«

Zamorra nickte langsam.

Seine Rechte senkte sich auf den Schwertgriff. Er wollte Alban die Waffe zurückgeben – doch der Kreuzritter schüttelte den Kopf und lächelte.

»Behalte das Schwert, Zamorra! Du wirst es brauchen. Vergiss nicht, dass Leonardo das Amulett trägt.«

»Und du, Alban?«

»Tote sind nicht mehr sterblich. Mir kann nichts geschehen, als dass der Dämon mich zu seinem Diener macht. Und auch das wird nicht passieren: Denn in dem Augenblick, in dem du Achman den ›Stern des Morgenlandes‹ zurückgibst, hast du den Dämon vernichtet.«

Zamorra biss sich auf die Lippen.

Für einen winzigen Moment zögerte er, spürte er wie einen Hauch die Ahnung der Gefahr und die Stimme seines Instinkts, der ihn warnte. Aber dann dachte er an Bill und Nicole, die verloren waren, wenn er es nicht schaffte, und begriff, dass er keine Wahl hatte.

»Danke, Alban«, sagte er rau. »Ich hoffe, dass wir den richtigen Weg gehen.«

»Es ist der richtige Weg. Beeil dich! Um Mitternacht erwarte ich dich hier mit deinen Freunden. Wir werden zurückfahren durch die Zeit…«

Bei den letzten Worten begann seine Gestalt zu verblassen.

Der weiße Kreuzfahrermantel wurde durchsichtig, das Mondlicht schien seinen Körper zu durchdringen und die Konturen aufzulösen. Sekundenlang schimmerte noch eine helle Aura, dann schwand auch sie – und es war, als habe die Nacht Alban de Bayard verschlungen.

Zamorra schauerte leicht.

Immer noch spürte er diese düstere, beklemmende Ahnung von kommendem Unheil. Sein Herz hämmerte – aber er wusste, dass er keine Wahl hatte, als den Weg bis zum Ende zu gehen. Langsam, fast widerstrebend wandte er sich ab, stieg wieder die Treppe hinunter und erreichte den Fuß der Pyramide, wo der schwarze Hengst wartete.

Der Griff in die Mähne, der geschmeidige Sprung auf den Pferderücken, während das Tier antrabte – fast waren es schon vertraute Bewegungen.

Zamorra starrte in die Wüstennacht hinaus, und unwillkürlich tastete seine Rechte nach dem Griff des Schwertes. »Lauf, Nachtwind«, murmelte er. »Bring mich zu Leonardo…«

***

Blutige, zerfetzte Banner wehten über dem Heerlager der Kreuzfahrer.

Ein Holzstoß glomm – feierlich war der Leichnam Raymond Navarres den Flammen übergeben worden. Sein Bruder Gaspard führte die Reste des Heeres: Im Feldherren-Zelt hatte er mit Leonardo und den anderen Führern beraten. Sie waren in die Wüste ausgewichen, hatten sich verborgen – aber sie wussten, dass sie keinem neuen Angriff Achmans standhalten konnten. Gaspard Navarre hatte den Helm abgelegt und starrte zu der Stelle, wo eine Lanze die Leinwand des Zelts zerrissen hatte.

»Die Hälfte der unsren fiel«, sagte er dumpf. »Raymond starb und Camelo, Richard und alle, die uns von Anjou und Orleans folgten. Keiner wäre entkommen, wenn du Achmans Rückzug nicht erzwungen hättest, Leonardo. Verzeih mir, dass ich nur eine Sekunde an deine Flucht glaubte.«

Leonardo neigte den Kopf. »Gefährlich war es und ungewiss. Wäre es anders ausgegangen, ich hätte die Schuld getragen und mich

verflucht…«

»Es ging aus, wie es sollte. Jetzt müssen wir zum Meer, müssen versuchen, Schiffe zu finden. Man soll nicht Leben opfern, wo es sinnlos ist. Unser Blut könnte Achman nicht hindern, gegen Jerusalem zu rüsten.«

Leonardos Augen funkelten auf. »Unser Blut nicht, aber wohl unsere Flucht! Wir beraubten Achmans Schatzkammer, er wird es nicht hinnehmen. Solange er auf unserer Fährte ist, bleibt den Brüdern in Jerusalem Zeit, sich vorzubereiten.«

»So ist es. – Geht jetzt zur Ruhe! Der Tag wird lang, und wann uns das Schicksal wieder ungestörten Schlaf gönnt, steht in den Sternen…«

Schweigend gingen die Heerführer auseinander. Leonardo verharrte einen Moment in der Dunkelheit vor dem Zelt. Sein Blick glitt über die blutigen Banner, die Feier, den glimmenden Holzstoß. Er dachte an Raymond Navarre, an den Grafen von Camelo, an all die anderen Toten. War es so, wie Raymonds Bruder sagte? Hatte sein Überfall auf den Kalifenpalast das Heer gerettet – oder trug auch er Schuld an dem hundertfachen Tod? Ein kühler Luftzug ließ ihn schauern. Keine Sekunde hatte er gezögert, die Entscheidung zu treffen. Erst jetzt spürte er den Zwiespalt, spürte etwas wie Furcht vor sich selbst, und wieder glaubte er, die dunklen Worte jenes geheimnisvollen Fremden zu hören.

»Leonardo… Höre mich! Wehre dem Bösen, das von dir Besitz ergriffen hat … Leonardo wird seine Seele dem Teufel verschreiben…«

»Nein!«, flüsterte er. »Niemals! Niemals wird das geschehen…«

Er schauerte. Kalt strich der Wüstenwind über seine Haut, er zog den weißen Mantel enger um die Schultern. Brünne und Helm hatte er abgelegt, nur das Schwert trug er an der Seite. Er wusste, dass er nicht würde schlafen können. Langsam ging er durch das Lager, vorbei an den glimmenden Feuern, und schließlich verharrte er vor dem letzten Zelt, in dem er die Schatztruhe mit dem kostbaren Brillanten verborgen hatte.

Ein Schwert klirrte leise. Alphart stand auf seinen Schild gelehnt und hielt Wache. Seine Brünne war noch blutig von der Schlacht, das Gesicht grau unter der Sonnenbräune, die Augen brannten.

»Schlaf«, murmelte Leonardo. »Ich übernehme die Wache.«

»Aber warum…«

»Schlaf, Alphart! Ich kann es ohnehin nicht, ich bin nicht müde. – Nein, hilf mir zuerst, mich wieder zu wappnen…«

Schweigend betrat er das Zelt. Alphart reichte ihm Brünne, Helm und Schild, dann entfernte er sich rasch in Richtung auf die Feuer.

Leonardo lauschte auf das unruhige Murmeln der Männer in der Dunkelheit. Nur noch wenige waren übrig. Morgen würden sie zum Meer ziehen, ein geschlagenes Heer auf der Flucht. Und was die

Zukunft brachte…

Seine Gedanken stockten.

Es war weder Hufschlag, der ihn warnte, noch sonst ein Geräusch.

Das Amulett an seiner Brust schien plötzlich zu brennen, aufzustrahlen, lebendig zu werden. Wie unter einem Zwang wandte Leonardo den Kopf – und da sah er den Reiter auf dem nachtdunklen Hengst, der über ihm auf der Kuppe des Sandhügels verharrte.

Der Fremde!

Jener Mann, der das gleiche Amulett trug wie er selbst und dessen dunkle Worte ihn tief erschreckt hatten. War es also doch kein Traum gewesen, die Begegnung in der Wüste, an die er sich so seltsam undeutlich erinnerte? Leonardo grub hart die Zähne in die Unterlippe. Immer noch brannte die düstere Prophezeiung in ihm – und wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn der Gedanke, den Fremden zu zwingen, ihm mehr zu sagen.

Seine Rechte schloss sich um den Schwertgriff.

Langsam, wie unter einem Zwang ging er dem Unbekannten entgegen. Dunkel fühlte er, dass es sein Schicksal war, dem er entgegenging – und die Feuer des Heerlagers schienen hinter ihm zu versinken.

***

Zamorra glitt vom Pferd.

Wieder glaubte er, die Schwingungen einer unbekannten Energie wahrzunehmen – er konnte die Nähe des Amuletts um Leonardos Hals fast körperlich spüren. Der Kreuzritter kam näher, und Zamorra fragte sich, was ihn dazu bewog, sich allein zu stellen, statt seine Gefolgsleute zu alarmieren. Erinnerte er sich der ersten Begegnung?

Hatte er den Dämon gespürt und suchte jetzt nach der Lösung des Rätsels? Zamorra wartete, und genau wie sein Gegenüber legte er die Hand an den Griff des Schwertes.

Leonardos Blick war unsicher, verwirrt. Er spürte, dass der fremdartig gekleidete Mann neben dem schwarzen Pferd nicht in seine Welt gehörte, obwohl er keine Erklärung dafür hatte. An seiner Brust glitzerte und sprühte das Amulett, schien zu leben – und wieder erschrak Leonardo vor der Kraft, die in dem Talisman wohnte.

Seine Stimme klang leise. Der Tonfall passte nicht zu den kriegerischen Worten.

»Hier Montagne und Nevers! Für Kaiser und Papst gegen alle Ungläubigen! Wer bist du?«

»Man nennt mich Zamorra«, sagte der Professor ruhig.

»Was willst du? Schon einmal sah ich dich, und du hast mich verhext, sodass ich mich nicht erinnern konnte.« Seine Stimme schlug um, und eine steile Falte grub sich in seine Stirn. »Zamorra heißt du?

Bist du ein Magier, dass du es wagst, die Zukunft zu verkünden.«

»Ich kenne die Zukunft! Ich habe dein Schicksal gesehen, Leonardo de Montagne.«

»Da lügst du! Niemand kann…«

»Ich kann es. Die Zukunft und die Vergangenheit sehe ich. Du hast den ›Stern des Morgenlandes‹ geraubt, und Achman wird dich dafür verfluchen. Zu einem Dämon wirst du werden und niemals Ruhe finden, wenn du den Stein nicht zurückgibst!«

Leonardo zuckte zusammen. Seine Augen brannten.

»Lüge! Ich glaube dir nicht…«

»Willst du mich prüfen? Soll ich dir von den Gewölben deiner Burg erzählen, von den geheimen Verliesen, die unter den Schlossgraben gebaut sind? Wenn du zurückkommst, wirst du eine Kapelle errichten, Leonardo. Die Bildnisse von Heiligen werden an den Wänden hängen – aber auch das Bildnis Raymond Navarres. Weißt du es? War der Zeitpunkt schon da, wo du den Entschluss fasstest?«

Leonardo wurde fahl. Seine Lippen zuckten. »Wie kannst du meine Gedanken lesen? Wie kannst du wissen, was ich noch niemandem erzählte, weil ich erst gerade beschloss – als Raymonds Leichnam verbrannte?«

Für Zamorra war es einfach gewesen, das zu wissen – die Kapelle mit dem Bildnis Raymond Navarres hatte die Jahrhunderte überdauert. Er lächelte ernst.

»Ich weiß noch mehr«, sagte er. »Ich weiß, dass es dir Unglück bringen wird, wenn du den ›Stern des Morgenlandes‹ behältst. Ich kenne das Böse in deiner Seele, Leonardo, und weiß, dass es siegen wird. Du wirst zurückkehren in deine Heimat, aber du wirst deine Seele dem Teufel verschreiben.«

»Nein! Niemals! Ich habe immer für meinen Glauben gekämpft, ich…«

»Du besiegeltest dein Schicksal, als du zum ersten Mal deine Hand ausstrecktest nach etwas, das dir nicht zukam. Achmans Sohn raubtest du die Frau. Das Amulett, das Achman dir zum Geschenk machte, war seine Rache.«

Leonardo schüttelte verwirrt den Kopf. Seine Rechte tastete nach dem Talisman und zuckte zurück, als fürchte er sich, ihn zu berühren.

»Es ist ein seltsames Ding«, murmelte er.

»Es gibt dir Macht über Geister und Dämonen. Du wirst der Versuchung nicht widerstehen können. Hüte dich, Leonardo! Gib mir den Stein zurück, und benutze niemals das Amulett um der Macht und des Reichtums willen…«

Leonardo stand wie gebannt. Sein Blick haftete an Zamorras Gesicht – ein Blick voll Ratlosigkeit, Zorn und aufdämmernder Furcht.

Wieder tastete er nach dem Amulett, und diesmal schlossen sich

seine Finger um das glänzende Silber. Ein Zucken lief über seine Züge, als er die unheimliche Strahlkraft spürte. Seine Augen flackerten auf – und mit einem wilden Ruck riss er sich den Talisman vom Hals und schleuderte ihn zur Seite.

»Ich brauche ihn nicht!«, stieß er hervor. »Jetzt und nie! Ein Lügner bist du! Du kannst die Zukunft nicht sehen! Wenn du es könntest, wärest du nie hierher gekommen, denn dann hättest du gewusst, dass ich dich in Stücke hauen werde!«

Bei den letzten Worten hatte er blitzartig das Schwert aus der Scheide gerissen. Wild holte er aus, mit verzerrtem Gesicht und brennenden Augen – und Zamorra blieb gerade noch Zeit, zu Albans Waffe an seiner Seite zu greifen.

Er parierte den Hieb.

Klirrend schlugen die Klingen aneinander, Leonardos Hand wurde gestreift – und in der Sekunde, in der ihn das Schwert des Feuers berührte, ging die gleiche Verwandlung mit ihm vor, die Zamorra bei den Kriegern des Kalifen beobachtet hatte.

Es war, als verfalle Leonardo, von einer Sekunde zur anderen einem seltsamen Traum.

Sein Arm sank herab.

Mit einer gleichgültigen Bewegung schob er das Schwert in die Scheide. Er starrte Zamorra an, als sehe er ihn zum ersten Mal, und seine Augen wirkten seltsam leer und abwesend.

»Warte«, murmelte er. »Ich werde ihn holen…«

Und Zamorra wusste, dass der Brillant gemeint war, noch ehe Leonardo sich umwandte und wie eine Marionette in Richtung auf das Heerlager davonging.

Ganz kurz verschwand er in dem halbzerfetzten Zelt.

Als er zurückkam, funkelte etwas in seiner Rechten.

Ruhig ging er auf Zamorra zu – und streckte ihm den Brillanten entgegen, dessen strahlenförmige Fassung wie ein goldener Stern wirkte…

Zamorras Hand schloss sich um den Stein. Seine Gedanken wirbelten. Der Dämon würde sterben. Wenn der Fluch des Kalifen gelöscht war, würde er sich in das zurückverwandeln müssen, was er gewesen war – jene düstere Nachtseite in Leonardos Seele. Und Leonardo war es bestimmt, nach Château Montagne zurückzukehren und sein Schicksal zu erfüllen, ein Schicksal, das belastet war mit einem anderen, ebenso schlimmen Fluch, der als Unstern über dem Geschick seines ganzen Geschlechtes stehen würde. Ließ sich die Zukunft beeinflussen? Konnte man etwas ändern, der Bestimmung in den Arm fallen? Zamorra wusste es nicht – aber als sein Blick zu dem Amulett hinüberglitt, das im Sand lag, wusste er, dass er eine Entscheidung treffen musste.

»Heb’ es auf«, sagte er leise. »Nimm es zurück! Es kann dich vernichten, aber es kann dich auch schützen…«

Leonardo bückte sich.

Er hob das Amulett auf – und er glaubte, aus einem Traum zu erwachen, kaum dass er es berührte. Verwirrt, voll ungläubiger Überraschung sah er, wie sich vor ihm ein Fremder auf den Rücken eines riesigen Rappen schwang. Mit einem einzigen Blick erkannte er den Brillanten in der Hand des anderen, seine Rechte zuckte zum Schwertgriff – doch da jagte der schwarze Hengst bereits davon, als könne er fliegen.

Leonardo de Montagne blieb zurück.

Die Erinnerung an die letzten Minuten war klar und scharf in sein Gedächtnis geprägt. Der Fremde hatte seine Gedanken gelesen, hatte seinen Entschluss gekannt, auf Château Montagne eine Kapelle für den gefallenen Raymond Navarre zu errichten, und hatte ihm eine düstere Zukunft vorausgesagt. Er, Leonardo, hatte den anderen zu töten versucht, um sich selbst zu beweisen, dass diese Prophezeiungen aus der Luft gegriffen waren. Aber stattdessen hatte er das Schwert in die Scheide gesteckt, den kostbaren Brillanten aus dem Zelt geholt und ihn aus der Hand gegeben. Das alles wusste er – aber so sehr er sich auch das Hirn zermarterte, er fand keine Erklärung für seine Handlungsweise.

Zauber? Magie?

Besaß dieser Fremde die Macht, andere mit seinem Willen zu lenken? Und kannte er vielleicht wirklich die Zukunft?

Leonardo wandte sich ab und ging langsam zurück zu den Zelten.

Zum ersten Mal fühlte er Angst vor diesen dunklen, unbekannten Kräften in sich selbst. Und es war eine Angst, die ihn nie mehr verlassen würde…

***

Wie eine Vision schimmerten die weißen Mauern des Palastes durch die Dunkelheit.

Zamorras Uhr zeigte zwei Stunden vor Mitternacht – zwei Stunden Zeit, um Alban de Bayard zu erreichen und die Reise zurück in die Gegenwart anzutreten. Gegenwart, wiederholten Zamorras Gedanken – was war das überhaupt? Die Zeit verrann nicht wie ein Strom. Nichts versank im Dunkel, nichts war endgültig und unwiderruflich abgeschlossen. Die Zeit war nichts weiter als eine vierte Dimension, und wenn man den Schlüssel besaß, konnte man sie durchmessen, genau wie man tief in die Zeit zurückblickte, wenn man nachts die Sterne sah, deren Licht Jahrmillionen brauchte, um die Erde zu erreichen…

Mit einem tiefen Atemzug glitt Zamorra vom Rücken des Pferdes.

Waffen klirrten. Schattenhaft bewegten sich Gestalten auf den Wehrgängen über dem Tor. Zamorra blieb ruhig stehen, horchte auf das erregte Gemurmel in der fremden Sprache, und nach ein paar Sekunden öffnete sich vor ihm knarrend das große Tor.

Er schritt hindurch. Wortlos traten von links und rechts Männer an ihn heran, die ihn über den Hof mit den Marmorplatten und den plätschernden Springbrunnen geleiteten. Vergoldete Gittertore klirrten, schlanke Säulen leuchteten im Mondlicht. Überall in den dunklen Winkeln gab es Bewegung, flüsterten erregte Stimmen und beobachteten neugierige Augen, und schließlich öffnete sich hinter einem der weißen Torbögen der Saal, in dem Zamorra dem Kalifen zum ersten Mal gegenübergetreten war.

Nur wenige bewaffnete Männer standen an den Wänden – die Leibgarde vermutlich.

Achman saß zurückgelehnt auf seinem Thron, die Augen gespannt auf den Ankommenden gerichtet. In seinem dunklen, hageren Gesicht lag ein lauernder Zug – und Zamorra spürte instinktiv, dass die Gefahr noch längst nicht gebannt war.

Er trat dicht an die grün- goldenen Stufen heran, die zu dem Thron hinaufführten.

So dicht, dass notfalls ein Sprung genügen würde, um den Kalifen zu erreichen und…

»Was bringst du, Fremder?«, fragte Achman mit ausdrucksloser, verschleierter Stimme.

Zamorra neigte den Kopf.

»Den ›Stern des Morgenlandes‹ bringe ich.« Ruhig griff er in die Tasche, nahm den Brillanten heraus und reichte ihn dem Herrscher.

»Ich versprach, ihn zurückzuholen, ich holte ihn zurück. Jetzt löse auch dein Versprechen ein, Achman! Gib meinen Freunden die Freiheit zurück und lass uns ziehen!«

In den Augen des Kalifen schienen winzige Funken aufzuglimmen.

Er wog den Stein in der Hand. Für einen Moment schien er wie versunken in den Anblick des klaren, funkelnden Feuers, das von dem Brillanten ausstrahlte, dann legte er ihn mit einer ruhigen Bewegung auf einen kleinen Tisch neben sich. Als er den Kopf hob, hatten sich seine Lider halb gesenkt, und sein Blick funkelte.

»Wahrlich, du musst ein großer Magier sein, wenn es dir gelang, den Stein aus dem Heerlager der Kreuzfahrer zu holen«, sagte er langsam. »Leonardo ist stark, und er hat Männer an seiner Seite, die für ihn sterben würden, wenn er sie riefe. Wie schafftest du es? Hast du ihn mit einem Bann belegt, der ihn wehrlos machte?«

»So ist es. Und nun…«

»Soll ich dich ziehen lassen, damit du morgen mein Feind bist?«, fragte der Kalif mit einem undurchsichtigen Lächeln.

Zamorra spürte ein kühles Prickeln im Nacken. Seine Hand sank herab, die Haut streifte das glatte Metall des Schwertgriffs.

»Du hast mir dein Wort gegeben«, sagte er langsam.

»Mein Wort einem Magier? Tat ich das – oder zwangst du mich mit den gleichen Gauklerstückchen, mit denen du Leonardo zwangst, dir den Stein auszuliefern? Nein, Fremder…« Er neigte sich vor, und um seine Lippen zuckte es höhnisch. »Du hast dich geirrt, du wirst mich nicht zum Narren machen. Ich kann dich brauchen. Du wirst hier bleiben und mir dienen, und deine Freunde werden leben, solange ich mit dir zufrieden bin.«

»Du brichst dein Wort, Achman?«

»Ein Wort, das du mir mit Zauberei entlocktest! Nicht ich gab es dir, darum gilt es nicht, sondern…«

Zamorra zögerte nicht länger. Er wusste, dass dies hier seine einzige und vielleicht letzte Chance war. Nur wenige Krieger hielten Wache, und sie konnten ihre Lanzen nicht schleudern, weil sie riskiert hätten, ihren Herrn zu treffen. Achman lächelte. Seine Stimme triefte vor Hohn – und mitten in seine Worte hinein riss Zamorra mit einem Ruck das Schwert aus der Scheide.

Der Kalif zuckte zurück.

Mit einem Schrei wollte er aufspringen, in Zamorras Rücken klirrten Waffen, und blitzartig stieß er die Klinge vor. Achman erstarrte.

Die nadelscharfe Spitze berührte nur leicht seine Brust – aber die eine kurze Berührung schien mit einem Schlag seinen Willen zu lähmen und alle Kraft aus seinem Körper zu ziehen.

Seine Augen wurden leer. Augen, die wie gebannt an Zamorras Gesicht hingen.

»Was willst du?«, fragte der Araber tonlos und wie im Traum.

»Nur das, was du mir versprochen hast! Schick deine Krieger weg! Sie sollen meine Freunde holen!«

Achman senkte den Kopf.

Er stand unter dem Bann des Feuerschwertes, er war nicht Herr seiner selbst – aber das konnten seine Leute weder ahnen noch aus der Entfernung erkennen. Ein knapper Befehl in der fremden Sprache – und einige der Krieger wandten sich waffenklirrend zur Tür.

Die anderen verharrten stumm auf ihren Plätzen, und Zamorra blieb in steinerner Ruhe vor dem Kalifen stehen, während die fieberhafte Spannung seine Nerven vibrieren ließ.

Minuten vergingen.

Minuten, die sich zu Ewigkeiten dehnten und in denen Zamorra mit jeder Faser spürte, dass die Situation auf Messers Schneide stand. Was war mit Alban de Bayard? War der Dämon jetzt vernichtet, den der Geist des Kreuzfahrers in jener anderen Dimension herausgefordert hatte? Und wenn etwas schief gegangen war, wenn Alban sie nicht auf

der Pyramide in der Wüste erwartete? Würden sie dann allein den Weg zurück in ihre Zeit finden oder…

Seine Gedanken stockten.

Fackelschein zuckte auf, eine Tür öffnete sich – und Bill und Nicole taumelten in den Saal. Sie waren ungefesselt, unverletzt, aber offensichtlich am Ende ihrer Kräfte. Mit einem Blick erfassten sie die Situation, beide spürten die Spannung, die über der Szene hing, und instinktiv blieben sie reglos stehen und warteten.

»Geh voran, Achman«, sagte Zamorra ruhig. »Führe uns aus dem Palast in die Wüste! Sorge dafür, dass niemand uns folgt, dann wird dir nichts geschehen!«

Der Kalif erhob sich.

Wie eine Marionette stieg er die Stufen herunter und ging durch den Saal. Eine Handbewegung scheuchte die bewaffneten Männer zurück, die sich aufgeregt herandrängten. Zwei der Krieger öffneten die Tür – und Achman schritt hinaus, ohne einen einzigen Blick zurückzuwerfen.

Nicole hob fragend die Brauen. Zamorra lächelte.

»Bleibt hinter ihm«, flüsterte er. »So dicht wie möglich! Solange er bei uns ist, wird niemand wagen, uns anzugreifen.«

Bill Fleming nickte nur.

Er ergriff Nicoles Arm und zog sie mit, Zamorra bildete mit der Waffe in der Faust den Schluss. Wieder ging es durch das Gewirr der Säulengänge und Höfe. Stimmen murmelten. Unsichere, verständnislose, hasserfüllte Blicke trafen die kleine Gruppe. Zamorra spürte ein kühles Prickeln zwischen den Schulterblättern, er presste die Lippen zusammen – aber niemand wagte es, etwas zu unternehmen, solange Achman ruhig und wie selbstverständlich vor den Gefangenen herging.

Zwei der Wächter öffneten die Flügel des großen, massiven Außentors.

Sie verneigten sich, als Achman an ihnen vorbeikam. Ohne das geringste Zögern lenkte der Kalif seine Schritte in die Wüstennacht hinaus. Oben auf dem Hügel hob sich noch schwärzer als die Dunkelheit die Gestalt des riesigen Hengstes ab. Wie ein Gruß klang das helle Wiehern herüber – und als sie das Pferd fast erreicht hatten, blieb Achman stehen.

Er wandte sich um. Zamorra atmete tief.

»Geh zurück«, befahl er. »Geh zurück und sorge dafür, dass niemand in dieser Nacht deinen Palast verlässt. Morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahl soll der Bann sich lösen…«

Achman nickte nur.

Auch diesmal sah er sich nicht um. Schweigend ging er den Weg zurück, den er gekommen war, ein ungewisser Schatten in der Nacht,

und wenig später war seine Gestalt mit der Dunkelheit verschmolzen.

»Hat er den Stein?«, fragte Nicole leise, während Zamorra ihr auf den Rücken des Pferdes half.

Er nickte.

In kurzen Worten erzählte er, wie es ihm gelungen war, Leonardo de Montagne den ›Stern des Morgenlandes‹ wieder abzunehmen.

Die anderen hörten schweigend zu, und Nicole klammerte sich mit zusammengepressten Lippen in die Mähne des lautlos dahinjagenden Rappen.

»Alban«, flüsterte sie. »Er hat mit dem Dämon gekämpft! Aber was ist, wenn er verloren hat, wenn er…«

»Er konnte nicht verlieren. Der Dämon ist vernichtet, Nicole! In dem Augenblick, in dem ich Achman den Stein zurückgab, wurde er wieder zu einem Teil von Leonardos Seele und musste in den Körper seines anderen Ichs zurückkehren.«

»Bist du sicher, Zamorra?«

»Ja«, sagte er hart.

Aber tief in ihm bohrte immer noch ein Gefühl des Zweifels, das wie eine böse Ahnung war und das er sich nicht erklären konnte…

***

Zamorras Uhr zeigte eine Viertelstunde vor Mitternacht, als er zu Boden sprang und Bill und Nicole vom Rücken des Rappen half.

Das Tier schnaubte leise. Die Mähne flatterte, ganz kurz neigte es den schönen Kopf, dann wandte es sich ab und brauste wie der Nachtwind selbst davon. Merlins Hengst, auf dem Weg zurück in die andere Welt, der er angehörte… Einen Moment lang sah Zamorra ihm nach, sah die silbernen Hufe in der Dunkelheit aufblinken, dann hörte er, wie Nicole neben ihm scharf die Luft durch die Zähne zog.

»Das – ist ja märchenhaft«, sagte sie leise.

Zamorra lächelte.

Vor ihnen lag die Pyramide – eine Pyramide aus Licht. Silbern schimmerten die Steine, fast durchsichtig, als gaukle nur der fahle Schleier des Mondes dem Auge eine Vision vor. Aber die Pyramide war da, war real, und auf dem Plateau an ihrer Spitze stand hoch aufgerichtet eine Gestalt im weißen, wehenden Kreuzfahrermantel.

Alban…

Alban de Bayard, der sie erwartete, um sie sicher wieder in ihre Zeit und ihre Welt zurückzubegleiten.

Zamorra nickte Bill zu und griff nach Nicoles Hand. Sie hatten es geschafft. Sie hatten den ›Stern des Morgenlandes‹ seinem Besitzer zurückgebracht, sie hatten den Dämon besiegt, und sie waren Achmans Schergen entkommen. Nebeneinander stiegen sie die Treppe der silbernen Pyramide hinauf, und ihre Augen hingen an dem

Plateau, wo Alban de Bayard wartete.

Nur noch Minuten – dann würden sie dorthin zurückkehren, woher sie gekommen waren.

ENDE

[1]Siehe Professor Zamorra Nr. 1 »Das Schloß der Dämonen«

[2]Siehe Professor Zamorra Nr. 25 »Der Satansdiener«